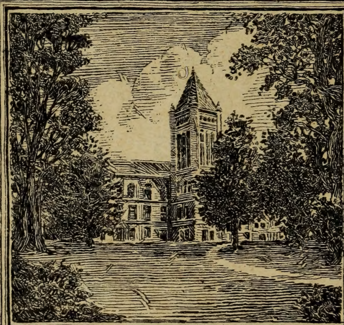
Herzensleben in Liedern.



Herzensleben

In Liedern

und

Neue Gedichte,

— von —

P. Ilgen.



St. Louis, Mo.

1896.

Rattermann.

Widmung.

Meinen lieben, mir auch in allen Kämpfen für freiere Prinzipien und Anschauungen treu gebliebenen Freunden, denen ich so viel Anregung, Aufmunterung und Theilnahme verdanke, widme ich im Besonderen und dem Deutschthum im Allgemeinen dieses neue Bändchen deutsch-amerikanischer Poesie.

Der Verfasser.

Vorwort.

Nachdem ich vor vier Jahren meine „Welt- und Gottes-Reichsklänge,“ mit denen die „Himmelsglocken“ so ziemlich ausgeklungen (d. h. für mich) und neue Melodieen einer neuen Zeit in meiner Brust erwachten, herausgegeben, und vor einem Jahre mein satyrisches und von vielen Seiten angefochtenes Frühlingsgedicht „Stechäpfel“ veröffentlicht habe, übergebe ich hiermit ein neues Bändchen „Lieder und Gedichte“ der Oeffentlichkeit.

Die Poesie war für mich immer ein leuchtender Stern, der, nachdem er mir schon auf der Wanderung von der alten in die neue Welt vorangezogen, mir seither alle Pfade, auch die dunkelsten und einsamsten, mit mildem Lichte verklärte.—

Verschiedene Gründe bewogen mich, meine „Zeitgedichte,“ in denen ein nur Wenigen verständlicher „Sturm und Drang“ und mithin auch vielleicht gar mancher zu rauhe Klang sich findet, aus dieser Sammlung wegzulassen und demnächst dieselben in einer Separat-Ausgabe erscheinen zu lassen.—

Möge denn dieses kleine Werkchen durch seine „Lieder“ den Schlüssel zu manchem Herzen und Heime finden.

Inhalts-Verzeichniss.





Neue Frühlingsgedanken.

I.

Blüthenschnee weht vom Gezweige
Spielend auf die Erde nieder—
Und die Vöglein im Geäste
Singen dazu Minnelieder.

Träumen süß von sel'gen Wonnen,
Emsiglich zum Bau sie rüsten,
Seh'n im Glücke nicht die Blumen,
Die vom Wind hinweg geküßten.

Blüthenteppich deckt der Erde
Staub; darüber schreiten Bauern
Kühe jagend—eingeschneiet
Schier von weißen Blüthenschauern.

Barsche Rufe schallen gellend
Durch die Luft, aus derbem Munde,
Gar gewaltig contrastirend
Mit den Träumen dieser Stunde.

Mit den Träumen, die die Seele
Mir im stillen Schauen weiten,
Wenn Gedanken, lenzbeseelte—
Hin durch ihre Tiefen schreiten.

Mit dem Liede aller Lieder,
Dem entzückt der Sänger lauschet,
Wenn der Lenzgeist im Geäste,
Wenn er durch die Fluren rauschet.

II.

Alle Menschen haben Augen,
Doch nur Wen'ge können sehen
Jene Wunder, die alljährlich
Immer neu im Lenz geschehen.

Alle Menschen haben Ohren,
Taub sind leider doch die Meisten—
Und die Weisen schilt man Thoren,
Und die Thorheit gilt am weis'sten.

Wen'gen wird das Lied verständlich,
Das im Lenz das All durchfluthet—
Wo's recht gellend lärmt und tutet,
Zeigt man sich musik-erkenntlich.

Alle Menschen haben Herzen,
Jeder hört das seine klopfen;
Wen'gen schlägt es laut von „Liebe,"
Vielen doch von Malz und Hopfen.

„Malz und Hopfen“ ist verloren
An den Tauben, an den Blinden,
Die das Herze pochen hören
Und den Weg dazu nicht finden.

Die den Weltenraum durchfliegen,
Die phantast'sche Himmel bauen;
Der Natur am Busen liegen
Und in's Herze ihr nicht schauen.

Die den Herrgott „ob“ den Welten,
In entfernten Himmeln suchen;
Die den Denker „Ketzer“ schelten,
Und die „fromm“ der Wahrheit fluchen.

III.

Weltenfrühling, Lenz der Völker,
Steig' herab doch auf die Erde—
Daß ein Himmelreich der Liebe
Uns im Geist der Wahrheit werde.

Laßt Euch hören, freie Sänger!
Singt ein neues Lied vom Himmel,
Von dem Himmel auf der Erde—
Singt's hinein in's Weltgewimmel.

Singt von schönen, bessern Zeiten,
Da sich Schweiß und Mühe lohnen;
Gleichberechtet, gleichverpflichtet,
Brüder diese Welt bewohnen.

Singt, und sollt' den Lenzesträumen
Nur ein Sturm den Weg bereiten:
Ei, so laßt den Sturm erbrausen,
Kündend schöne Friedenszeiten.

Ei, so laßt die Welt erbeben,
Laßt das Alte fallen—modern;
Neuer Geist und neues Leben
Wird ob den Ruinen lodern!—



Es fiel ein Reif.

Es fiel ein Reif!—Die neu erwachte Flur
Liegt frosterstarrt—die jungen Blüthen starben;
Der Lenzgruß wich der Klage. Der Natur
Ward todtes „Gelb" für bunte Blüthenfarben.
Umsonst hob Flora bittend ihre Hand,
Vor grimmem Nord die Kinder, zart, zu wahren.
Doch ist erbarmungslos hin durch das Land
Mit frost'gem Hauch vernichtend er gefahren:
Es fiel ein Reif!

Es fiel ein Reif!—Ich steh' vor Euch betrübt,
Ihr Blümelein, in Staub herabgerissen,
Möcht' fragen Euch, Euch, die ich so geliebt:
Sag't, habt Ihr leiden, habt Ihr dulden müssen?
Hat schlafend Euch, vielleicht im schönsten Traum,
Hinweg geküßt der herzlose Geselle?
Er ließ mir unversehrt die Blumen kaum
An meines Fensters wohlgeschützter Stelle—
Es fiel ein Reif!

Es fiel ein Reif!—So manches Leben weicht
Aus zarten Formen, die der Lenz geboren.
So manche Lebensknospe welkt und neigt
Verfrüht ihr Haupt, in Nacht und Leid verloren.
Im Frühlingstraum des Lebens litt und starb
Das Herz, vom Frost der Täuschung jäh durchschauert,
Bis der, der spielend um die Liebe warb,
An stillem Grab verlor'nes Glück betrauert!—
Es fiel ein Reif!

Es fiel ein Reif!—Mir zuckt durch's Herz ein Weh,
Seh' ich statt bilden—stören und vernichten.
Wenn ich an Gräbern, an Ruinen steh'
Und meinen Blick muß feucht zur Erde richten:
„Es fiel ein Reif!"— aus manchem Auge hab'
Ich dieses Wort, bewegten Sinns, gelesen—
„Es fiel ein Reif!"— ihr Thränen fließt herab:
„Es sollt' nicht sein—doch wär's so schön gewesen!"—
Es fiel ein Reif!

Hosianna—Kreuzige!

Heute tönt voll durch die Gassen
Froh das „Hosianna“ hin—
Morgen schrillt es aus den Massen:
„Kreuzige!—ja, kreuz'ge ihn!“

Heut' bestreut mit grünen Palmen
Ihm das Volk den Weg, die Bahn;
Morgen leiten Zornespsalmen
Ihn zum Holz des Fluch's hinan.

Und der Jünger wird zum Heuchler,
Und beugt sich vor einer Magd—
Zum Verräther wird der Schmeichler,
Judas, unter'm Flor der Nacht.

Und die losen Schwätzer fliehen—
Und Du stehst im Kampf allein.
Dennoch soll in Huld verziehen,
Ja, verziehen Allen sein!

* * *

Wenn man Dir um's Haupt die Krone,
Jene dorngeflocht'ne legt,
Wenn zu Spott und bitt'rem Hohne
Sich's im Freundesbusen regt,
Wenn aus falschem Herz sich heben
Nachtgedanken—neidisch=klein—
Herz, 's ist schwer—doch soll vergeben
Auch dem Feind, dem größten, sein!

Ostern.

Horch! wie Geisterstimmen flüstert
Es im milden Frühlingsweh'n.
Horch! an Gräbern, nachtumdüstert,
Klingt's von „Licht und Aufersteh'n."
Knospen springen, kaum entsprossen
Neu erstandenem Gezweig,
Blüthen lächeln, lichtumflossen,
Träum'risch an des Lenzes Reich.

Osterglockentöne klingen
Festlich über Stadt und Flur,
Lüfte mild—und Quellen singen
Osterlieder der Natur.
Und so traulich in den Zweigen
Mischt sich drein der Vöglein Lied.
Und mir wird's um's Herz so eigen
Und die Nacht der Sorgen flieht.

Klinget, Glocken, weht, Ihr Winde,
Blumen, blüht auf grüner Flur!
Sagt's dem bangen Menschenkinde:
Heut' ist Ostern—hoffe nur!
Steh' nicht still bei Kreuz und Plagen,
Zieh' nur froh die Lenzesbahn—
Muß hier schon ein Ostern tagen,
Dorten bricht das „Ew'ge" an!



Es war ein schöner Maientag.

Es war ein schöner Maientag—
Im Blüthenschmuck lag Feld und Hag;
Ich saß in meinem Kämmerlein,
In einem wirren Traum allein.

Ich träumte von zukünft'ger Zeit,
Von Sorgen und von Herzeleid,
Von dunklen Wegen, dornenvoll,
Und wie ich sie auch gehen soll.

Da kamst Du an, so still und sacht,
Und hast mir in das Herz gelacht,
Und faßtest liebend meine Hand,
Die zitternd nur die Deine fand.

Und sprachst mir zu, so lieb und traut,
Und hast mich fragend angeschaut,
Und lächelnd kam's vom Herzen Dein:
„Wer kann im Mai so traurig sein?"

Da schwand das Leid aus meiner Brust,
Hinein zog Maienglück und Lust—
Hinein zogst Du—ja, tief hinein,
Mit Deiner Liebe Sonnenschein!

Wir zogen in die Flur hinaus,
Zu klein, zu enge ward das Haus—
O Maienluft, o Maienglück!
Ach, komm' mit jedem Mai zurück!

Röselein! Röselein!

Röselein, Röselein, sag' mir einmal,
Warum so einsam Du blühst in dem Thal?
Ferne den Schwestern, so ganz, ganz allein:
Sag' warum, sag' warum, lieb' Röselein?

„Es war ein Vögelein einst lieb und traut,
„Das hat beim „Singen" mich oft angeschaut,
„Und auf dem schwanken Zweig hat sich's gewiegt
„Trillernd—und's Herzchen dicht an mich geschmiegt.

„Es sang so süß und hell, es sang so rein,
„Sang mir die Liebe in's Herze hinein;
„Kam jeden Morgen früh, blieb bis zur Nacht,
„Sang bis die Sternlein am Himmel erwacht.

„Da ich nicht fliegen konnt' mit ihm nach Haus,
„Brach's mit dem Schnäb'lein ein Zweiglein heraus,
„Trug es fort, hin zu Thal, pflanzt es im Grund,
„Nah dem Nest, wo ich—das Röslein—erstund.

„Einsam im stillen Thal blüh' ich allein,
„Und in der Erde hier ruht's Vögelein—
„Ach, es sang fort und fort liebenden Sang,
„Bis ihm vor Liebe das Herzchen zersprang."



Wirre Gedanken.

Hochsommer-Melancholie.

Es stieben aus inneren Gluthen
Die Funken, in wirren Gedanken—
An lustmüden Blüthenranken
Seh' still ich die Wonne verbluten.

Du Wonne des Sommers! In Träumen
Sah ich manches Goldnetz Dich weben
Um's einsame Menschenleben—
Und flüchtig mit Licht es umsäumen.

Leer wird es im Herzen, dem kranken,
Leer, öd'— wie im herbstlichen Thale;
Es bleichen des Glück's Ideale
Vor irren und wirren Gedanken.

Hinein denn in schwindende Fluthen!
Auf, Herze! und lerne entsagen!
Umsonst ist Dein Ringen und Jagen—
Lösch' aus nur die lodernden Gluthen!

An Trümmern des Glück's und an Grüften,
Da löschen die lohenden Flammen,
Da stürzen die Götter zusammen—
Da fächelt der Tod in den Lüften.

Lösch' aus nur die lodernden Gluthen,
Zwing' nieder die wirren Gedanken—
Ist's Trost nicht dem Herzen, dem kranken,
Daß Alles, was blüht, muß verbluten?

Unter der Ulme.

Unter der Ulme — wie saßen wir
So selig vergnügt beisammen!
Augen und Herzen durchloderten hell
Glückes lichtsprühende Flammen.
Und in den Zweigen da sangen so süß
Lüfte in Soli und Chören:
„Daß nicht verloren das Paradies“—
Und daß wir zusammengehören—
Unter der Ulme!

Und gleich daneben, mit schwerem Gelaub,
Träumte die Sycamore—
Warf ihre Schatten schräg längs ob dem Rain
Ueber den Zwei'n in amore!
Schützend des neu erwachenden Mai's
Lächelnde Blüthenaugen,
Wonne und süße holdselige Lust
Trunken daraus zu saugen—
Unter der Ulme!

Unter der Ulme Großmütterchen war
Ach, so behende und gütlich;
Reichte „Fettkringeln“ scherzend uns dar,
Plaudernd ganz urgemüthlich.
Und von dem goldigen, perlenden Wein

Schenkte, nach Hausvaters Weisung,
Munter die liebreiche Hausfrau uns ein;
Ach, da schwand Sorge und Grille und Pein
Vor edler Liebe Verheißung—
    Unter der Ulme!

Unter der Ulme! Wie ist's doch so schön,
Hochedle Freunde zu finden,
Deren Herzen zu dauerndem Bund
Goldene Fäden binden!
Glückliche Stunden, die voll geweiht
Freude, Dir, rosigem Kinde.
Ach, nur so bald ereilt uns das Leid,
Ach, nur so bald entfliehst Du so weit,
Ach, so geschwind, so geschwinde—
    Unter der Ulme!



Waldfreuden.

I.

Hinaus, in den Wald hinaus!
Hier drinnen, da wird es zu enge,
Frau Sonne, die treibt es zu strenge—
Da halt es, wer kann, länger aus.
Hinaus, zu den blumigen Gründen,
Wo trillernd die Vöglein es künden:
„Der herrlichste Aufenthalt
„Bist Du, bist Du, bist Du,
„Du grüner, Du schattiger Wald!“

Wie blickt Ihr so traulich uns an,
Ihr Bäume, mit flüsternden Wipfeln,
„Willkommen!“ so tönt's in den Gipfeln,
„Willkommen auf schattigem Plan!“
Hier können die Herzen sich weiten,
Sich frisch ihrer Fesseln entkleiden.
Der herrlichste Aufenthalt
Bist Du, bist Du, bist Du,
Du grüner, gesangreicher Wald!

Wir fühlen so stark und so frei!
Es treibt uns zu jauchzen, zu singen—
D'rum lassen wir rauschen und klingen
Die Lieder vom blumigen Mai—
Und lenzigem Treiben ergeben,

Zum Trunkspruch die Gläser wir heben:
Der herrlichste Aufenthalt
Bist Du, bist Du, bist Du,
Du grüner, Du schattiger Wald!

II.

Das war ein Tag voll Seligkeit,
Voll ungetrübter Freude,
Wir rangen ab der flieh'nden Zeit
Ein gold'nes Stück, als Beute.—

Der Himmel, hatte er nicht ein' Strom
Des Glück's uns ausgegossen? — —
Zum Himmel wurde der Waldesdom
Und wir haben ihn voll genossen!

III.

Hei, wie hat das schön geklungen
Durch die Nacht!
Unter'm Zauber Eurer Lieder
Sind mir in dem Herzen wieder
Alte Zeiten aufgewacht.

Nie vergeß ich diese Stunden—
Nie, ach nie!
Das ist Glück! Wer wollt's verneinen,
Wo sich so die Seelen einen
Zu tief inn'rer Harmonie!

IV.

Es wehte so kühl der Abendwind
Hin—über Forst und Fluren,
Als wir im Flug geschwind, geschwind,
Durch's Dunkel heimwärts fuhren.

Es küßte der Nachtthau die Blümelein
Und Gräser in weiter Runde,
Einsam schlug noch ein Vögelein
Abseits im Thalesgrunde.

In meinem Herzen da ist sein Lied
Süßeigen wiederklungen;
Was hast Du, Vöglein, aus dem Ried,
Wohl in die Nacht gesungen?—



Lieber Wald!

Hier vergeß ich all' mein Weh,
Wenn auch nur auf Stunden;
Voll kannst Du, mein krankes Herz,
Doch nicht mehr gesunden!

Hier in der Waldeinsamkeit,
Unter stillen Bäumen
Kannst Du Dich aus Schmerz und Leid
Flüchtig — glücklich träumen.

Ach, es kommt mir vor, auch Du,
Wald, hast Deine Schmerzen—
Flüsternd steigt Dein Klagelied
Rührend mir zu Herzen.

Was Du sagst und was Du klagst,
Wenn die Kronen wehen,
Glaub' ich, ist das alte Lied:
„Träumen und Vergehen!"

Lieber Wald, doch wollen wir
Noch ein wenig säumen!
Tröst' Du mich—ich tröste Dich,
Wenn auch nur in Träumen!

„Mir die Sense, Dir die Axt!“
Hör' sie sausen, schallen—
Deine Stämme und mein Herz
Seh' im Traum ich fallen.

Bretter, sechs nur an der Zahl,
Nimmt von Deinen Bäumen
Mir ein Freund zum kleinen Haus,
Darin auszuträumen.

Dann ist alles Leid verstummt,
Jegliche Beschwerde—
Und wir „Beide“ träumen still
In der kühlen Erde.—



Empfindung.

(6. Juni '95.)

Wie ein Dom
Wölbst Du Dich über mir,
Heiliger, schweigender Wald!
In Zweigen und Blättern
Spielt säuselnd der Nachtwind.
Die Wipfel zittern und rauschen leise
Vom hellen Mondlicht silbern beleuchtet,
Ihr, Pappeln und Birken, mit schillerndem Haupt.
So säuselt Erinnerung mir
Hin durch das träumende Herz,
Und es erbebet in süßen Schauern—
Es spricht zu mir das Unvergängliche
Aus ewiger Natur—das meine Gottheit.
Und ich entblöße mein Haupt—
Mein Traum ist ein Gebet.
Von dunkelen Schatten gesäumet
Liegt schlafend der Thalgrund.
Leuchtkäferchen schwirren nur
Längs dem Gelände;
Feuchtender Nachtthau
Liegt ob den Gräsern
Und küsset sie, kühlend.



Lindenthal-Idylle.

Liebliche Nacht, Du weitest das Herz mir,
Du schwellst mir die Seele—
Es wird mir zu enge die Welt!
O, könnt' ich fliegen, ich flöge davon
Durch Silbergewölk und nächtliche Schatten
Hin—in Unendlichkeit!—
Schweigender Wald, stille Alleen—
Ihr dünkt mich ein Märchen, zauberhaft hold!



Sterne.

Bis in die weit'sten Fernen
Ist's klar und silbern-licht,
Der Himmel zu der Erde
In Sternenzeichen spricht.

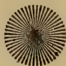
Ich schau' hinauf und staune
Ob dem erhellten Raum,
Was sie hernieder raunen,
Wird mir zu Lied und Traum.

Gern folgt' ich Euren Bahnen
In rasch beschwingtem Flug,
Unendlichkeit zu ahnen
Liegt in der Seele Zug.

Im Zuge, sich zu weiten
Ob Welt, ob Raum und Zeit,
In Tiefen und in Breiten—
Hin in Unendlichkeit.

Doch hängt an Staub und Schollen,
In Fesseln unser Geist—
Was wünschen wir und wollen,
Ist uns versagt zumeist.

Wir müssen uns bescheiden
Mit unserm „eig'nen Stern,"
Doch „schauen" nach den weiten
Und „grüßen" thut man gern.



Herbstahnungen.

Schon flüstert's herbstlich im Gezweige,
Schon weht herab manch' welkes Blatt,
Schon sind in Flora's Zauberreiche
Die Fee'n der Lust und Wonne satt.
Nur aus der Fluren Spätlingsblüthen
Grüßt noch ein Schein von sterb'nder Pracht,
Wie aus dem Aug' des Lebensmüden
Oft noch im Sterben Frieden lacht.

O Wonnezeit, o Zeit des Glückes!
Wie rasch, wie bald, entfliehest Du!
Ich schau' gerührt und feuchten Blickes
Dem Spiele Deines Scheidens zu.
Und wie ergreifend klingt im Herzen
Dein Schwanenlied, Dein süßes, nach:
„O lern' vergessen und verschmerzen,
„Wie schwer es Dich auch dünken mag."

O lern' verschmerzen, lern' vergessen,
Was anders nicht hat sollen sein;
Ob Du im Glück, im Leid gesessen—
Die Liebe ließ Dich nie allein!
Wo Andere mit „Erz und Steinen"
Der Seele Himmel zugestellt,
Trugst Du im Lachen, wie im Weinen,
Das Wohl und Weh der ganzen Welt.

O lern' vergessen und vergeben
Dem Schicksal, wie der schnöden Welt.
Ein kurzer Traum ist nur das Leben,
Ein Formenspiel, das steigt und fällt.
Halt rein nur Deiner Seele Blüthen,
Bleib' edel auch im Dornenkranz,
Dann mag der Herbststurm um Dich wüthen:
Doch ruht auf Dir des Friedens Glanz.



Mein Kind.

Was schaust so traurig Du hinaus
In's herbstlich kalte Treiben—
Und trommelst so gedankenvoll
An eisbeblumten Scheiben?

Du bist ja noch so jung, so zart,
Stehst noch in Lenzesminnen.
Da sollten aus dem Herzen Dein
Nur Lust und Freuden rinnen.

Die Wonne sollt', es sollt die Lust
In Deinen Augen leuchten!
Es sollte noch kein „Herbstgefühl“
Die Wangen Dein Dir feuchten!

Was schaust so traurig Du hinaus
In's herbstlich kalte Treiben?
Und trommelst so gedankenvoll
An eisbeblumten Scheiben?

„Vor Jahren war's, zur Herbsteszeit,
„Es war ein Tag wie heute,
„Da klang vom Kirchthurm dumpf und schwer
„In's Herz mir Grabgeläute.

„Man trug hinaus mein liebes Kind
„Zum süßen, letzten Schlummer,
„Als es noch schlug, mein höchstes Glück—
„Und todt—mein tiefster Kummer!

„Da stand ich einsam und allein,
„In grauen Herbstestagen
„Und hab' mein Weh in tiefster Brust
„Still trauernd nachgetragen.

„Und heute wieder steigt's empor
„Und fragt: Konnt'st Du nicht bleiben?
„Du, ob des Grab das „Dürrlaub“ spielt
„Im herbstlich kalten Treiben!“

Ueberraschung.

(11. Feb. '95.)

Nachtwolken jagten am Himmel hin,
Vorbei an silbernen Sternen,
Vorbei am bleichen Hirten der Nacht—
In weite, in endlose Fernen.

Wie dämmernde Helle drang das Licht
Des Mondes durch eisblum'ge Scheiben,
Als wollt' aus Herzen es mir und Gemach
Die Nachtgespenster vertreiben.

Da kamst behende auf schneeigem Pfad
Die Straße herauf Du gegangen—
Ein rettender Engel aus seelischem Leid,
Aus Nachtgedanken, den bangen.

Sie stoben dahin wie das Gewölk
Vor'm leuchtenden Sternenscheine—
„Artemis, Du wandelst das Grauen in Glück,"
Lichthüt'rin ob heiligem Haine!—

* * *

Wir sangen; es schmolzen die Stimmen süß,
Es schmolzen die Seelen zusammen—
Es zuckten Gedanken vom Paradies
Durch's Herz mir gleich züngelnden Flammen.

Gleich lodernden Flammen—wie manchmal wirst
Du ob Deinen Träumen gescholten—
Ob Pfaden, darauf Du einsam irrst,
Ob Liedern—wildseligen, holden!

Laß schelten und richten, wem es gefällt,
Die Narren und auch die Neider;
Wir bauen uns unsere eig'ne Welt—
Und auch unsere Himmelsleiter!



Winter-Sturm.

I.

Wild tobend zog, Eisschlossen werfend, kalt,
Ein Wintersturm hin ob den nächt'gen Landen,
Und rüttelte an Fenstern mit Gewalt—
Und auf dem Thurm vereist die Zeiger standen.
Wir saßen plaudernd in dem warmen Raum,
Bei Wort und Lied die Seelen auf uns thauten,
Und träumten edler Freundschaft süßen Traum—
In Aug' und Herz wir tief einander schauten.

Gespensterhaft an kalte Scheiben schlug
Der Sturm die eis'gen Blüthen von den Zweigen
Und weckte Stimmen, die im Alltagstrug
Tief in der Seele blum'gen Gründen schweigen.
Und trotz dem Ungestüm, das um uns her
In wüthenden Gewalten sich ergangen—
„Still wie die Nacht und tief, tief wie das Meer,
„Muß Deine Liebe sein!" bewegt wir sangen.

Mir ging's zu Herzen, eigen, wohl und süß,
Ob rings umstürmt von wild entbannten Winden,
Mag in der Seele doch ein Paradies
Voll Frieden und voll Seligkeit sich finden.
Wenn nur die Wunderkraft darinnen lebt,
Vor deren Stimme die Gewalten schweigen,
Die edle Seelen zu den Sternen trägt,
Den Idealen, die niemals erbleichen.

„Still wie die Nacht!" und draußen tobte Sturm.
Wie eigen ist's doch—mußt für mich ich denken,
Wenn wie ein Grab, selbst schweigt der Glockenthurm,
Wenn dichte Wolken schwarz sich niedersenken.—
Dann kann das Menschenherz von Lieb und Lust,
Von sel'ger Stille, gottbeseelt noch singen—
Kann in der geisterfüllten Menschenbrust
Noch Maienglück und Lenzlied wiederklingen!

* * *

II.

Schlittenfahrt.

Weiß lag im Leichentuch die Welt
In winterlichen Träumen;
Wie ein Crystallmeer schien das Feld
Geschmückt mit Silberbäumen.

Wir fuhren d'rüber—scharfer West
Blies kalt uns durch die Glieder,
Und schüttelte von dem Geäst
Eisdiamanten nieder.—

An einem Friedhof, öd und leer,
Vorbei wir eilend jagten;
Mir war, als ob der Todten Heer
Nach uns'rer Hast uns fragten.

Als ob sie zum Verweilen hier
Uns suchten zu bewegen—
Auf ihren kahlen Stein ein Reis,
Ein Tannenreis zu legen.

Mir war, als ob ein schlichtes Grün
Ob winterlichem Grabe—
Sie mehr noch als des Lenzes Blüh'n
Ob heit'rer Erde labe.

Ein Blumenflor zur Sommerszeit
Ist schön.— Ob Blüthenfülle
Doch sinniger ein grünes Reis,
Bei todtenkalter Stille.

Mehr, mehr denn ein Vergißmeinnicht
Zeugt es von „Deingedenken"—
Es kann in dies Verständniß nur
Die Liebe sich versenken.—

Rasch und behende flogen wir
Auf glatter Bahn von hinnen,
Doch gab im raschen Flug es mir
Zu denken und zu sinnen.

Wie ob so manchen Glückes Grab
Könnt'st neue Lust Du hegen,
Würd'st Du, wenn Niemand daran weint,
Ein grünes Reis d'rauf legen.

Ein grünes Reis—ein liebes Wort
Dem Herzen, das voll Leide—
Ein Sonnenblick—dem Menschenkind
Im dunk'len Trauerkleide.—

* * *

III.

Am Kreuz erhöht—im Garten
Der Todten—hing ein Christ,
Der bei den Schläfern immer
Und ihren Gräbern ist.

Der sah zu mir herüber,
Durch's scharfe Winterweh'n,
Wie er mich in der Heimath
Gar oftmals angeseh'n.

Ob seinem Haupt da glänzten
Am dunklen Dornenkranz
Helllichte Diamanten
Im Spättag-Sonnenglanz.

Als hab' der liebe Himmel
In Mitleid sich erweckt,
Und auf die Dulderkrone
Den Ehrenschmuck gesteckt.

Da dachte ich mit Schmerzen
Der Menschen Noth und Pein—
Da dachte ich der Herzen,
Die so wie Du—allein!

Es zog durch's Herz mir kälter
Der Wintersturm gar wild;
Halt' treue Wacht den Todten
Du, schweigend Christusbild!

Pessimistische Zeitbetrachtung.

Wie ist die Nacht so bitter kalt!
Wie tobt durch's finst're Land der Nord,
Wie zieht er heulend durch den Wald,
Wie wild von Ort zu Ort!

Durch Thäler und ob Höhen hin,
Die kürzlich noch ein Paradies—
Da Flora sich als Königin,
Als Göttin krönen ließ.

Nun steh'n sie öd' die stolzen Höh'n,
Nur kahl Gehölz starrt in die Luft;
Nicht schwängern mehr die Blumenfeen
Den Wiesengrund mit Duft.

Es zog ein „Tod" durch Berg und Thal
Und ach, es wurde still und leer—
„Es war einmal," so seufzt das Herz,
Und ach, es ist nicht mehr.

Und in der Seele klagt's und spricht's:
Wie ist die Welt so bitter kalt—
Der Geist entflieht, das Wort verhallt—
Die Liebe ist ein „Nichts."

Es braust ein Sturm hin durch die Zeit,
Vernichtend wirkt sein kalter Hauch—
Die „Zeit“ sie trägt den Tod im Aug',
Es ist das Grab nicht weit.

Die Liebe ist ein eitler Spaß,
Sie ist für „uns're Zeit“ zu alt.
Hergott! wie wird der „Mensch“ so kalt!
Wie siegen Neid und Haß!

Wie manches Herz voll Lieb und Lust
Pflanzt' Blümelein und hegte sie,
Und sang dazu aus voller Brust
„Die schönste Melodie!“

Und das war eine sel'ge Zeit:
Man glaubte und man liebte noch
Und trug des Andern Weh und Joch,
Und linderte sein Leid.—

Ach, wär's noch so, wie einst es war—
Doch ach, das „süße Einst“ wird alt;
Herrgott! wie wird die Welt so kalt,
So „stumpf“ von Jahr zu Jahr!



De Profundis!

Es war am Rhein vor Jahren;
'S war Herbst—und vom Geäst,
Da Nachtigall ihr Nest,
Kam welkes Laub gefahren.

Ein Tisch umschloß den Baum,
Daran zu Drei'n wir saßen;
Und aus Pokalen maßen
Wir edlen Rebenschaum.

Es leuchteten in Blitzen
Gedanken kühn und hehr;
Wir waren jung wie er—
Der Wein—und blieben sitzen.

Bis daß die Sonne sank
Und roth die Fluthen malte,
Wie „gold'ne Ader" strahlte
Und glüht's dem Strom entlang.

Und von dem fernen Dom
Klang es wie "De Profundis,"
Und wieder "De Profundis"
So rief es aus dem Strom.

So rief es aus den Fluthen—
Wir hörten's deutlich gar;
'S zog durch die Luft hin klar
Entgegen Abendgluthen.

Und einer hob das Glas,
Sein Herz schier hörbar klopfte,
Und aus den Augen tropfte
Es leuchtend ihm und naß.

Hört, sprach er, Kameraden,
Mir zieht durch's Herz ein Weh!
Könnt' nur im Strom, im See,
Gesund dies Herz ich baden.

Ich hatt' ein Mädchen lieb,
Es ist mir untreu worden,
Die Blümelein verdorrten—
Und ach, das Weh verblieb.

Jahrs d'rauf dann fuhr die Maid
Beim ersten Morgengrauen
Dort drüben in die Auen—
Ein Mann gab ihr's Geleit.

Sie sind hinausgefahren,
Sie hatten nimmer Glück—
Sie kamen nie zurück—
In Tod sind sie gefahren.

Ein Schiffer nur vernahm
Beim Morgenglockenklingen
Ein "De Profundis" singen,
Als ob's aus Fluthen kam.

Als ob der Tod es sänge
Aus eines Menschen Mund;
Als ob der Tiefe Schlund
Allmälig es verschlänge.

Und als der Nebel schwand
Und lachten klar die Wellen,
Man dort an „flachen Stellen"
Des Rheins das Schifflein fand.

Und wenn die Glocken klingen
Dort jenseits—her vom Dom,
Dann hör' ich aus dem Strom
Es "De Profundis" singen.

Schon fröstelt's in der Luft;
Es fröstelt durch mein Leben:
Herrgott! Du wollst vergeben
Dem Lieb in nasser Gruft!



Weihnachten.

I.

Schöne Stunden heil'ger Weihenacht,
Die ihr Ströme hoher Lust geboren,
Menschenherzen, gram- und traumverloren,
Habet ihr der Liebe „Gott" gebracht.

* * *

Brütend ob der winterlichen Welt
Lagerte die Nacht mit schwarzem Flore,
Schatten aus dem düst'ren Schattenthore
Huschten geisterhaft durch Wald und Feld.

Trugen Schrecken durch die Lande fort,
Kündeten mit Sturm im Baumesächzen,
Daß nach Blut die hohen Götter lechzen—
Und die Priester raunten's fort und fort.

Durch den Eichen-, durch den Fichten-Hain,
Wo sie, Runen lesend, opfernd dienten,
Baldur's Blut den Rachegöttern sühnten—
Lohe schürend an dem Runenstein.

Und den Tyrsus schwangen und den Mistelzweig,
Baldur's Tod beweinten und beklagten,
Odin's Fluch zu tilgen, raunten, fragten,
Hermodh' sendend in das Schattenreich.

II.

Und die schwarze Opfernacht ist hin—
Baldur liegt in seinem Blut erschlagen.
Doch im Osten sieht man hold es tagen
Und verheißungsvoll den Himmel glüh'n.

Boten ziehen durch den stillen Hain,
Künden es mit liebenden Geberden:
„Friede mit Euch—Friede sei auf Erden!
„Ehre sei Gott in der Höh' allein!"

Und von Liebe reden sie und Brudersinn,
Und wie Götterwort erfaßt's die Herzen.
Aus dem Tannendunkel funkeln Kerzen
In die Augen, in die Seelen hin.

Und ihr Widerschein vertreibt der Götter
Schwarze Rachegeister aus dem Tann,
Und gerührten Herzens lauscht der Spötter,
Und die Priester knie'n und beten an.

III.

Heil'ge Weih'nacht—ach, wie spinnen hold
Sich Gedankenfäden zu den Kerzen!
Und wie spiegelt Liebe in den Herzen
Sich bei Lichterglanz und Baumesgold!

Süßer Traum und holder Kinderwahn
Und das Himmelreich in ihren Blicken—
Christnacht, welches selige Entzücken,
Fach'st Du in den Menschenherzen an!

Lauter Jubel füllet Herz und Haus,
Jedes gibt und nimmt mit lieben Händen.
Ach, die Liebe gießt an allen Enden
Dieser Erde schon den Himmel aus.

Und so tön' denn in die Welt hinein—
Mach' die Herzen liebend lauter klopfen,
Freudestrahlend Aller Augen tropfen
Kindern gleich—bei Weihnachtskerzenschein.



Wintermorgen-Gedanken.

Es hatte kaum vom Osten Frührothschein
Des jungen Tages Dämmern angekündet;
Ich schritt auf schneebedecktem Pfad allein
Durch's scharfe Morgenweh'n—die Luft war rein,
Von Sonnengrüßen licht- und gluthentzündet.

Ob einer Kirche gold'nem Kreuze wob
Ein Goldnetz sich in wunderbarem Lichte;
In dunklen Schatten ab davon sich hob
Das Westgewölk, das tief und schwer sich ob
Dem Haupt mir ballte, wie zum Weltgerichte.

Ich schaut' hinauf zum Kreuze unverwandt,
Und immer heller fing es an zu funkeln,
Und immer lichter säumte sich der Rand,
Und immer rascher floh dahin und schwand
Der schwarze Nachtfürst aus dem Reich, dem dunkeln.

Mir war, als ob vom Kreuze her der Schein
Hinzöge in die Welt, Licht zu verbreiten:
Und süß melodisch trug ein Glöcklein fein
Hin durch die Luft, hin in der Gläub'gen Reih'n—
Des Engels Morgengruß im „Ave-Läuten."

Ich kenne diesen Klang von Jugend an,
Und habe manchesmal den Gruß gebeten.
Es ist ein schöner Gruß.—Auf andere Bahn
Jedoch ist später der versuchte Mann,
Der h i e r das Himmelreich gesucht, getreten.

Ich hab' geseh'n, als ich im Dornenkranz
Des Lebens rauhe Pfade bin gegangen,
Daß auch das Kreuz erst seinen Schein und Glanz
Von einem Menschen, der sich voll und ganz
Der hellen „Wahrheitssonne" gab, empfangen.

Ich schritt fürbaß—das traute Glöcklein schwieg,
Und volles Licht erglänzt' in Silberbäumen;
Der Sonnenball im Osten glühend stieg
Empor und kündete des Lichtes Sieg,
Und—Tod des Herzens stillen frommen Träumen.



Es thaut!

Es thaut—die Erde, die erstarrte,
Aus ihrem Schlaf wacht wieder auf.
Der Schnee zerrinnt auf hoher Warte
Und nimmt in's Thal den schnellen Lauf.
Schon rüsten sich in den Verstecken
Märzveilchen zu dem ersten Gruß.
Bald streift das Aug' auf grünen Hecken,
Auf grünem Rain des Wand'rers Fuß—
Es thaut!

Es thaut—und Sonnenstrahlen dringen
Auch mir in's stille Herz hinein;
Und mich umrauscht's wie Engelsschwingen,
Wie Geistergruß im Zwielichtschein,
Und drinnen fängt es an zu thauen:
Das Eis, es bricht, es wogt die Fluth;
Und im Gewölk' fängt's an zu blauen:
Still, Herze! es wird Alles gut—
Es thaut!

Es thaut—und große Wasser stürzen
Hinab in die bewohnte Flur.
Sieh' da zur Flucht das Volk sich schürzen—
Das ist die Arbeit der Natur!
Sie bildet, sie zerstört Gebilde,
Um neu zu bilden und zu bau'n,
Um blüthenreichere Gefilde
Mit ihrem Sonnenaug' zu schau'n—
Es thaut!

Es thaut—wenn dann in Sommers Schooße
Beim Apfelbaum der Säugling spielt,
Und auf dem Teppich weicher Moose
Im Schatten sich der Wand'rer kühlt,
Wohl Keiner träumt dann von den Fluthen,
Die wild vom Berg in's Thal gelenkt,
Auf das in gold'nen Abendgluthen
Sich still des Himmels Frieden senkt—
Es thaut!

Es thaut—o, fäng's im Völkerreiche
Doch endlich einmal an zu thau'n!
Wann wird hernieder auf das bleiche,
Enterbte Volk ein Frühling schau'n?
Wann wird der gold'ne Morgen tagen.
Wo Recht Gesetz ist—und nicht Macht?
Wann hört ein Gott die bangen Fragen,
Die Klagen aus der Menschheit Nacht?—
Es thaut!

Es thaut—o, es beginnt zu rinnen:
Die Sonne küßt die Bergeshöh'n,
Das sind die Großen, die von hinnen
Hinaus mit Wort und Feder geh'n.
Das sind die Denker, die gemeistert,
Die Blitze der Gedanken sprüh'n;
Das sind die Herzen, die begeistert
Für ihres Volkes Rechte glüh'n!—
Es thaut!

Es thaut—ihr Bäche fließt hernieder!
Es thaut—ihr Ströme stürzt zu Thal!
Es thaut—wohlauf, wohlauf, Ihr Brüder!
Zerbrecht die Bande, löst die Qual!
Der Menschheit Trugbild muß erbleichen,
Was Wahn, muß mit dem Wahne flieh'n!
Es thaut—der Winter muß nun weichen
Und hold herauf ein Frühling zieh'n—
Es thaut!

Es thaut—und auch im freien Lande
Der neuen Welt mög's bald gescheh'n,
Daß von vereister Berge Rande
Zum Thale Gletscherströme geh'n,
Eh, daß zum Streit das Volk sich rottet
Unwissend, was es sinnt und thut,
Und halb entmenschlicht und entgottet
Sich wild vergreift an Gut und Blut!—
Es thaut!

Es thaut—und wenn die Wasser fallen,
Und wenn das Erdreich sie erquickt,
Wenn Vogellieder wieder schallen,
Die Sonne durch's Geäste blickt—
Dann keimt auch ihr heraus, ihr Blüthen
Der Menschenbrust, zu neuer Pracht!
Lieb', Frieden—mög' ein Gott sie hüten—
In Kampf und Leid, in Sturm und Nacht!
Es thaut!



Samstag-Abendglocken.

(Bis morgen wird es besser werden!)

Ich lag zu Bette, krank und matt,
Und fiebernd heiß die Wangen glühten,
Rasch flog der Puls—die Lagerstatt
Sah ich die gute Mutter hüten.
Sie faltete die Hände fromm,
Die Lippen betend sich bewegten,
Dann fühlt' ich, wie sich auf mein Haupt
Wohl prüfend ihre Hände legten.

Ich sah sie an, ich wußte schon,
Was alles dieses that bedeuten;
Da drang heran der Glockenton
Vom hehren Samstagabendläuten.
Und ihre Augen wurden feucht—
Die Thränen perlten von den Wangen;
Was war in diesem Augenblick
So weh' ihr wohl durch's Herz gegangen?

Sie faßte meine Hand, die sacht
An ihre sie heran sah schmiegen,
Und drückte sie und fragte mich:
„Kind, willst Du was, kannst Du so liegen?"
„Was weinst Du, Mutter?" frug ich leis,
„Bis morgen wird's ja besser werden!"
Sie küßte mir die Stirne heiß—
Und nieder sank die Nacht zur Erden.

* * *

So hatten in der alten Welt
Die Feierglocken einst geklungen,
Und in ein Stüblein, matt erhellt,
War auch ihr Friedenslied gedrungen.
Ein Kind mit goldgelocktem Haar
Lag auf dem Krankenlager siechend,
Die Mutter reicht den Trunk ihm dar,
Sich weinend an die Kranke schmiegend.

Die sah die Mutter liebreich an,
Sie war „ihr Alles“ ja auf Erden,
Und sprach: „Weil Gott ja helfen kann,
„Wird's doch bis morgen besser werden.
„Die Schmerzen trag' ich mit Geduld—
„Hat ja der Heiland auch gelitten;
„D'rum, Mutter, laß den lieben Gott
Uns auch um Kraft und Hilfe bitten!“

* * *

Es hatte sich der Tag geneigt,
Im Fenster Abendglühen spielte;
Da war das letzte Ziel erreicht—
Das Herz und Stirn und Wangen kühlte.
In's Kissen sank zurück das Haupt,
Das Herz stand still—und jenen Worten
Hast weinend, Mutter, Du geglaubt:
V o r morgen war es besser 'worden!

Und hör' ich nun das Feierlied
Der Samstagabendglocken klingen,
So ist's, als hört' durch mein Gemüth
Ich tausendfach im Echo klingen:
„Trag' still der Woche Weh und Schmerz;
„Kein Paradies kommt je auf Erden,
„Doch hoffe stets, Du müdes Herz,
„Bis morgen wird es besser werden!“

Golf-Lieder.

I.

Silbern kräuseln sich die Wellen
Spielend um den leichten Kahn,
Und wir gleiten in die Ferne
Auf der mondbeglänzten Bahn.

In die Fluthen blinkt hernieder
Ew'ger Sterne großes Heer,
Und es murmelt seine Lieder
Monoton das weite Meer.

Und wir schau'n uns in die Augen
Und darin erglänzt ein Glück—
Tiefer als das Meer, das große,
Heller als der Sterne Blick.

II.

Was blickst Du denn so traurig
Hinein in's wogende Meer?
Was hin ist und verloren,
Mein Lieb, das kommt nicht mehr!

Laß heute uns genießen
Die Freude nach Begehr,
Denn auch der Tag, der heut'ge,
Mein Liebchen—kommt nicht mehr!

Mach' mir mit Deinen Thränen
Das Herz doch nicht so schwer,
Laß froh uns Abschied nehmen
Auf frohe Wiederkehr!

III.

Da liegt sie vor uns, die stille Stadt,
Im Feierabendkleide—
Die Sonne darüber gewoben hat
Ein Netzwerk aus goldener Seide.

Das Segel schwellt, das Schifflein eilt
Behend hin durch die Fluthen,
Allmählich das Gewölk sich theilt,
Es röthen sich tiefer die Gluthen.

Nun steigt sie gar hinab in's Meer,
Frau Sonne, mit scheidenden Grüßen,
Und um das schaukelnde Schifflein her
Goldschäumende Wellen fließen.

Wir schauen hinab und d'raus erstrahlt
Hell unser Bildniß wider,
Dein schelmisch Gesichtchen in Gold gemalt
Voll Poesie und voll Lieder.

Und gleich dabei auch der „böse Mann,"
Der „böse, der herzensgute!"
Wie schaut er Dich wieder so neckisch an
In seligem Uebermuthe.—

Von Meerweiblein und Nixen hat
Er viel Dir zu erzählen—
Und Du, Du hörst Dich nimmer satt,
Ich könnt' mich todt erzählen.

Es dunkelt schon, die Dämm'rung spinnt
Uns Schatten um die Gesichter
Zurück—am nachtgeschwärzten Strand
Da flimmern schon die Lichter.



Spiritualismus.

I.

Geisterspuk und Spiritismus
Sind zwei ganz verschied'ne Sachen;
Geister, die da spuken, kommen
Nur, der Welt was weis zu machen.

Spiritisten, Geistvergött'rer,
Treiben damit kein Geschäfte—
Ihnen gilt als höchste Wahrheit
„Die Allgegenwart der Kräfte."

Kann aus „Nichts“ schon nimmer etwas
Selbstgebärend je erstehen,
Also kann ein „Etwas“ nimmer
Je durch Tod in „Nichts“ vergehen.

Ew'ge Kräfte, allge'nwärt'ge,
Sich am Stoffe offenbaren
Nach Gesetzen, ewig gült'gen,
Unabänderlichen, wahren.

Spiritisten seh'n im „G e i st e“
Das Primat der Kräfte liegen,
Die sich nach Atomgesetzen
Athmend in die Stoffe schmiegen.

Ew'ge Kraft im Menschenleibe—
Sag', wie sollte sie zerrinnen?
Fliehet sie aus groben Stoffen,
Muß in fein'ren sie beginnen.

D'rum so glaub' ich allen Ernstes,
Brüder, an ein ew'ges Leben—
Glaube, daß im steten Kreislauf
„Kräfte“ durch die Welten schweben.

„Kräfte,“ die dem Spiel der Geister
Dieser Welt Gestalt verleihen,
Die zum Flug in ferne Sphären
Den geübten Forscher weihen.

Geisterspuk und Spiritismus
Sind zwei ganz verschied'ne Sachen;
Letzt'rer kommt, uns aufzuklären,
Erst'rer, uns was weis zu machen.

II.

Wenn ich meiner lieben Todten
Still gedenke—o, dann steigen
Sie in's Herze mir, ich weiß dies,
In Gedanken süß und eigen.

Und ich fühle, daß sie leben,
Durch die Nerven geht ein Zucken,
Und ich seh' ihr freundlich Bildniß,
Doch ich merke nichts von „spuken."

Ein erhöhtes, inn'res Leuchten
Von tief liebenden Gedanken,
Spür' ich meinen Geist durchflammen,
Spottend Zeit und Raumesschranken.

Was dahin ist, kommt zurücke,
Alte, theuere Gestalten—
Um auf dieser Geisterbrücke
Mit mir Communion zu halten!

Stille Stunden heil'ger Weihe,
Ja, euch rühm' ich ohne Hehle;
Ihr zeugt von der allge'nwärt'gen
Ew'gen Kraft—der Menschenseele!

4

Germania und die Lorelei.

Am Rhein steht als Zeugniß der Einheit und Macht
Alldeutschland's—daß Gott es erhalte—
Ein Denkmal mit der germanischen Wacht,
Das Denkmal im Niederwalde.

Ein mächtiger Sockel steiget hervor
Aus felsigem Bergesgrunde,
D'rauf stehet so hehr die Germania
Und schauet weit in die Runde.

Sie schauet hinab in die rheinischen Gau'n,
Hinab in den Strom, den breiten,
Auf's Rebengelände, das sie gemahnt
An Karl's des Großen Zeiten.

Von Rüdesheim am Bergesfuß
Und auch von dem nahen Bingen,
Herauf zu ihr als Abendgruß
Die Kirchenglocken klingen.

Zwar ist ihr Herz aus ehernem Stoff
Gegossen und zubereitet,
Und Mancher, Mancher behauptete schon,
Daß sie an Herzlosigkeit leidet.

Nein, herzlos ist „Germania“ nicht,
Das will ich Euch beweisen:
Ich sah vor Wehmuth ihr treues Herz
Fast los aus dem Busen sich reißen.

Als nämlich von Bingen herüberflog
Das Abendglockenläuten—
Die Lorelei durch die Brust ihr zog:
„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“

Ich weiß nicht, was das bedeuten soll,
Mein liebes Volk vom Rheine,
Daß Du des Hasses bist so voll
Ob meinem Freunde, dem „Heine!“

Du hast ihm ein Denkmal schnöde verwehrt
Im Reiche, dem herrlich erneuten,
Weil mehr nicht die Fürsten als Dich er geehrt:
Ich weiß nicht, was soll das bedeuten!

Weil er nicht mit Fürsten und Pfaffen gemein
Gezogen den gleichen Wagen,
Und weil er der Corruption seiner Zeit
Weitklaffende Wunden geschlagen.

Und weil er zu „nackend“ und gar zu „frivol“
Geschrieben hat und gedichtet,
Und nach dem Winde vom „Capitol“
Sich weder gedreht noch gerichtet.

Mein Volk, es stehet so öde und kahl
Die Lorelei dort am Rheine,
Des Nachts nur schwebt d'rüber ein Licht gar fahl,
Das ist der Geist von „H e i n e!"

Im Strome da singet die Nixenschaar
Das Lied von der Jungfrau dort oben,
Von der Jungfrau dort oben so wunderbar,
Von Sonnenglanz umwoben.

Dann steiget die Sängergestalt hinab
Und schreitet über die Wogen,
Bis sich der Nixen süßes Lied
In stiller Luft verzogen.

Und aus dem Strome steigt herauf
Der Sängergeist mit der Leyer:
„O, sei mir gegrüßt, Du herrlicher Sohn,
„Du viel verkannter, Du freier!

„Ich liebe Dich, wenn man auch geflucht
„Dir in „patriotischem Fieber"
„Von oben herab—mein braver Sohn,
„Ich habe Dich d'rum um so lieber."

Da schlang er den Arm um ihren Leib
Und sprach: „So läßt Du Dich sehen,
„Germania! Du herrliches Weib,
„Sollst ü b e r den Fürsten stehen!

„Du Sinnbild der Einheit und der Kraft,
„Der Freiheit und der Wehre—
„Ein Eichenbaum voll Mark und Saft
„Dünkt mich Dein Volk, das hehre.

„Daß noch die Fürsten fluchen mir,
„Die Junker und die Pfaffen—
„Das freut mich herzlich; ich lebe noch,
„Das macht ihnen viel zu schaffen.

„Es ist das schönste und allerbest',
„Das Denkmal ob meinem Grabe,
„Der sie verklagende Protest
„Den ich verkündiget habe.

„Das ist der Protest gen Fürstenmacht
„Und pfäffischen Wahn und Tücken—
„Sie schlucken Kameele, die hohen Herr'n,
„Und seihen gnädiglich Mücken.

„Und haben Dein Volk blind ihrer Macht
„Und ihrem Willen verschrieben—
„Doch freu' ich mich, daß der Geist erwacht'
„Und daß die Funken stieben!"

Da hat es der Germania
Durch's Herze jäh geschauert,
Sie hat ob der „einsamen Lorelei"
Geächtetem Sänger getrauert.—

Nun schallt ihr Ruf hinaus in's Land,
Allüberall in die Runde:
Auf, reicht Euch, Kinder, die deutsche Hand
Zum wanklosen „Heinebunde!“

Und schmücket die kahle Lorelei
Mit einer sinnigen Spende,
Laßt weithin strahlen der Jungfrau Bild
Ob felsigem Berggelände.

Und bei der Jungfrau soll das Bild
Des herrlichen Sängers stehen,
Und sinnend soll er hinab in den Rhein
Zu Nachen und Nixen sehen.

Schau' dann ich hinüber zur Lorelei,
Dann zieht es durch's Herz mir mit Freuden,
Das Kirchengeläute—ich weiß es dann—
Ja, ich weiß es, was es soll bedeuten.





Hauptweg im Lindenthal.

Stille Stunden.

Hier ist gut sein!
Hier möcht' ich weilen immer;
Bei Tagesglüh'n, bei Sternenschimmer,
Bei Vogelsang und Blätterrauschen:
Da möchte sinnen ich und lauschen—
Ganz, ganz allein!

Es wird dem Herz,
Dem liebend ewig jungen,
So wohl, wenn selige Erinnerungen
Im Traume noch beglückend es durchfluthen,
Anfachend neu der Liebe volle Gluthen.
Hier ist gut sein!

Du stiller Hain!
Dich lieb' ich wie mein Leben—
Du hast mir süße, süße Rast gegeben.
Wenn mich ein Weh, wenn mich ein Leid umfangen,
Es Blätterspiel und Vogelschlag mir sangen:
„Hier ist gut sein!“

Waldeinsamkeit!
O, stille, sel'ge Stunden!
Hier hast Du, Herz, Dein reinstes Glück empfunden,
Das uns im wilden, wirren Thun und Treiben
Der Mammonsjagd muß fremd und ferne bleiben.
O sel'ge Zeit!

Süßes Träumen.

Rings stille die Flur, und lautlos der Hain,
Wir sitzen und träumen ganz allein;
Auch nicht ein Vöglein schlägt im Hag—
Was wohl dies Schweigen bedeuten mag?

Die Sonne lacht hinab in's Thal,
Sie küsset die Blümelein allzumal,
Sie küsset sie mit rothgoldigem Mund—
O, küßte die Herzen sie uns gesund!

Es flimmert ihr Strahl durch's Blätterdach,
Und zitternde Schatten werden wach,
Sie spielen ringelnd in dem Sand,
Sie fallen Dir kosend auf Haupt und Hand.

Und Auge in Auge, und Brust an Brust—
So träumen wir fort den Traum der Lust,
So träumen wir fort—möcht' im Verweh'n
Des Traumes auch Du und ich vergeh'n!



Radfahren.

Ei, ist das ein lustig Jagen
Auf und ab durch die Alleen!
Wie im Flug die Räder schnurren
Durch das frische Morgenwehen!

Auf den Satteln wiegen leicht sich
Frische, heitere Gestalten,
Die beherzt die Kurbeln treten
Und das Steuer spielend halten.

Und es ist ein stetes Kreuzen,
Sich Begegnen und sich Fliehen,
Ist ein Abbild uns'rer Jahre,
Die im Flug von hinnen ziehen.

Ist ein Abbild uns'res Lebens,
Das wir stets uns selbst verpfuschen,
Wenn, statt liebend zu verweilen,
Wir am Glück vorüber huschen.

Wenn, statt daß wir froh uns finden
Zu tief inn'ren Harmonieen,
Wir verschlossen und entfremdend
In die dunkle Ferne ziehen.

Schnurre, Rädlein, eile munter!
Schwirre, Kurbel der Geschicke!
Denn auch auf der Flucht des Lebens
Gibt es „schöne Augenblicke!“



Ein Fund.

Vergilbte Blätter.

Draußen, wo die dunklen Linden
Kühlend das Gehöft beschatten,
Das, umsäumt von grünen Matten,
Pfade, schlängelnde, durchwinden—
Weilt' ich jüngst, in früher Stunde.
Morgenweh'n zog durch die Kronen,
Blüthenduft vom Wiesengrunde
Kam, den frühen Gast zu lohnen.

Abseits von dem Pfad, im Walde,
Wo Gesträuch und Hecken sprossen,
Und von Frühschein übergossen
Eine Lichtung in der Halde—
Fand ein Brieflein ich im Raine
Stark vergilbt und halb verwettert,
Doch die Schrift, die niede, feine,
War behütet, unentlettert.

Ich besah die sanften Züge,
Die von Mädchenhand geschrieben,
Die von Leiden und von „Lieben"
Traurig schön—ein Wortgefüge,
Traurig schön—ein Lied zum weinen,
Und voll „Hoffen" doch und „Glauben"
Zu dem Herzen, zu dem „einen,"
Das ihr keine Macht sollt' rauben.

Drüben, in den deutschen Landen
Fern—getrennt durch Weltenmeere,
Trug sie duldend, still die schwere
Wucht des Schicksals, des gesandten;
Den, den sie mit allen Gluthen
Ihrer Seele liebte—bannten
Finst'rer Protzen Geißelruthen
Aus den heimathlichen Landen.

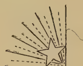
Und sie frug besorgt und bange
Wie's ihm gehe in der Ferne,
Und sie sagte es den Sternen,
Wie nach ihm sie hinverlange.
Wie sie ihre Grüße sende
Mit den Wolken, mit den Winden;
Wie sie zu dem Himmel bete,
Daß er möge heimwärts finden.

Daß sie Meer und Wellen nimmer
Fürchten wollte, wenn er käme,
Daß der Abschied sie nicht gräme
Dann—denn sie sei sein für immer.
Wie sie ihn dann wollt' beglücken,
Alles liebend ihm vergelten,
Aller Sorgen ihn entrücken,
Und ihm vieles Frohe melden.

Und mit tausend herz'gen Küssen
War der kleine Brief beschlossen,
Und, ich glaub', es waren Thränen
Einstens d'rüber hingeflossen.

Und mein Aug' begann zu feuchten,
Und mein Herz begann zu klopfen—
Von den Wangen fühlt' ich's leise
Nieder auf die Handschrift tropfen.

Wie im Traume saß ich schweigend,
Wähnte, Mägdlein, Dich zu sehen;
Glaubt', Dein Bittgebet zu hören,
Und durch's Herz fühlt' ich's mir gehen.
Wo irrst Du? Auf rauhen Pfaden?
Bist Du wohl zu Glück genesen,
Weltenwanderer? Oder ist es
Nur ein schöner Traum gewesen?



Vision.

Es war so schauerlich schön die Nacht,
Die Maiennacht im Walde!
Ich wollte Waldfeen tanzen seh'n
Im Mondschein über die Halde.

Ich schaute in den schwarzen Grund,
Ob nicht aus dunk'lem Busche
Hin über die Wiese, beim zwölften Schlag,
Die Feenkönigin husche.

Vom Thurme scholl es dumpf und schwer
Zwölfmal zu mir herüber.
Und richtig—sieh'! da springt's vom Busch
Hervor, und dann hinüber.

Hinüber—da, wo klar und hell
Der Mond den Rain belächelt,
Und wo der Nachtwind neck'schen Spiel's
Durch Gras und Blumen fächelt.

Da geht ein froher Reigen los,
Und mehr zum Tanz stets eilen—
In weißen Kleidchen, fliegendem Haar,
Mit Bogen und mit Pfeilen.

Es gießt der bleiche Mond sein Licht
Hin über die bleichen Gestalten;
Wie Silber glänzt's im blond' Gelöck—
Wie Silber in Kleidesfalten.

Sie ringeln, wie nach Kinderart,
Im Kreis—die hüpfenden Schönen,
Und lassen süße Weisen, voll,
Im Takt dazu ertönen.

Und was sie singen ich glaub', das Wort
Ich hab's nicht ganz ermessen—
Doch klang's von „einer schönen Zeit,"
Von „Scheiden" und „Vergessen!"

Dann sah ich sie ein „Menschenherz“
An einen Baum hinspießen,
Und d'rauf begann ein neuer Tanz,
Ein eifrig Scheibenschießen.

Die Pfeile schwirrten durch die Luft
Und all' das Herze trafen—
Und düst'rer ward's, der Mond verschwand
Vor schwarzen Wolkenschafen.

Und als das Nachtgewölk zerstob
Und es begann zu lichten,
Da sah ich flugs die Feenschaar
Zurück zum Busch sich richten.

Ein leises Flüstern drang von dort
Noch an mein Ohr herüber;
Und stille war's—und Feen und Lied,
Spurlos war'n sie vorüber.

Und zu dem Baume ging ich hin,
Daran das „Herz“ gehangen.
Da faßt' mich jäh, ich weiß nicht wie,
Ein Zittern und ein Bangen.

Und aus dem Waldesdunkel drang
Es im „Sirenenchore“:
„O komm' den schlängelnden Pfad entlang,
„Komm' mit zum Feenthore!

„Und sei nicht zagend, sei nicht bang,
„Du märchenreicher Genosse!
„Es war nur ein Spiel; wir haben in's Herz
„Ja Pfeile der Liebe geschossen!"

Da ging ich mit zum Feenschloß,
Geleitet von jubelnden Schönen:
Dort floß ein Strom von Poesie,
Dort rauschte ein Meer von Tönen.

Sie dienten ihrem frohen Gast
Mit wunderbaren Speisen
Und köstlichem Trank. Hei! ließen die
Die Goldpokale kreisen!

Und packten ein ein Kleinod mir,
Ich schwur, 's nie zu vergeben:
Das war der Schlüssel zur Poesie
Und zu dem Herzensleben.

Zum Herzensleben, das seine Welt
Sich selber erschafft und verschönet—
Zum Feenschloß im Waldesgrund,
Wo's immer rauschet und tönet.

Wo's immer klingt, von Harfen voll,
Das Lied, daß Liebe — — Leben—
Ich danke schön, Ihr Feen hold,
Für Alles, das Ihr mir gegeben!

Sag', warum?

Sag', warum welken die Rosen so bald?
So kurz war die Wonne, so flüchtig der Traum.
Schon gilbt das Gehege am dunkelen Wald—
Es grünte, es blühte ja kaum!—

O frag' nicht, o klag' nicht—das Schönste erbleicht,
Sobald es den Zauber der Vollgluth erreicht.
Die Rosen verblühten—der Dorn er verblieb—
Es sollte wohl sein so, mein theueres Lieb!

Sag', warum sind Deine Wangen so blaß?
Sie glühten so bräutlich im blumigen Mai;
Sag', warum sind Deine Augen so naß?
Ist Liebe und Wonne vorbei?

O frag' nicht, o klag' nicht—es starb bald die Lust;
Dann zogen die Schmerzen mir wild durch die Brust,
Die Rosen verblühten—der Dorn er verblieb—
Es sollte wohl sein so, mein theueres Lieb!

Doch sag'— warum brechen die Herzen so bald,
Aus denen wir schöpften tief seliges Glück?
Es ruft aus des Todes herzloser Gewalt
Die Liebe sie nie mehr zurück!

O frag' nicht, o klag' nicht, ob Schmerz und ob Pein,
Du löst nie die Frage!—Es soll wohl so sein,
Daß Rosen verblühen. Der Dorn er verblieb—
Doch blühen die Rosen einst wieder, mein Lieb!

O, Rosenzeit, wie bist Du schön!

O Rosenzeit, wie bist Du wunderschön,
Wenn im Gesträuch man's blühen sieht und bluten;
Geheimnißvoll die milden Lüfte fluthen
Durch's blum'ge Thal, hin über freie Höh'n.
Wenn dann des Abends helle Purpurgluthen
Sich mal'risch spiegeln in den blauen See'n;
Wenn Liebende in süßer Lust sich kosen—
Wie bist Du wunderschön, Du Zeit der Rosen!

O Rosenzeit, wie rasch entfliehest Du!
Schon seh' die Blüthen ich am Strauch entfärben—
So muß das Herrlichste, das Liebste sterben.
Es ist nicht anders—Herz gib Dich zur Ruh!
Das höchste Glück zerfällt gar bald in Scherben,
Es schließt der Tod die treu'sten Augen zu.
Der Wechsel muß in allen Formen walten,
Sich nach den Regeln der Natur gestalten.

O Rosenzeit! im Sterben noch so schön,
Wenn Blüthenblätter rings die Hecken säumen,
Des Schmuck's beraubt noch süß die Aeste träumen
Von Lust und Liebe, Kommen und Vergeh'n!
Und ach, ich weiß es nicht, wie mir gescheh'n,
In meines Herzens tiefen, stillen Räumen—
Mir war, als hätt' im Blühen und Vergehen
Ich wie im Traum, mein eig'nes Bild gesehen.

Sommernachtsfahrt.

Wir fuhren durch die Sternen-Nacht—
Ob uns da rauschten die Eichen.
Sonst lag die ganze weite Welt
Im abendlichen Schweigen.

Im Wald—da lagerte tiefschwarz
Das Dunkel zwischen den Bäumen;
Im Grunde da blühten die Blumen still
In sommerlichen Träumen.

Leuchtkäfer schwirrten durch die Luft
Um Zweige und Blüthenranken:
So schwirrten hin zu Dir, mein Lieb,
Viel Grüße und sel'ge Gedanken.

Wir fuhren durch die Sternen-Nacht,
Ob uns da rauschten die Eichen—
Du Herz, Du schlugst so voll, so laut—
In Träumen so süß und eigen.



Allein.

Ich hatte geliebt eine holde Maid
Am Rhein, am schönen Rheine—
Doch mußt' ich sie lassen, und weit, ja weit—
Mußt' wandern ich fremd und alleine.

Als ich sie zum Abschied hab' geküßt
Beim Liede der rauschenden Fluthen,
Da hat noch vom Westen ein Strahl gegrüßt
Aus goldenen Abendgluthen.

Nach Westen zog ich, den Gluthen nach,
Auf einsamen, dornigen Wegen,
Wie bist Du so weit, Du sonniger Tag—
Und Du, die am Herz mir gelegen.

Wie bist Du so weit, Du selige Luft
Entschwundener Tage—am Rheine!
Und ich—ich wand're, voll Weh die Brust,
Allein in der Fremde — — alleine!



Jugendtraum.

Im Garten sitzt im Traum—allein,
Beim Lindenbaum, ein müder Greis;
Er starrt auf den ergrünten Rain—
Was er wohl sinnt?—Gott, weiß!

Es feuchtet sich sein Auge sacht,
Die Wimpern zucken—Altes spinnt
Herauf sich aus des Herzens Schacht.
Was wohl der Alte sinnt?

Es lispelt leis der Lindenbaum,
D'rin spielt der linde Frühlingswind;
O sag', o sag', kennst Du den Traum,
Darin der Alte sinnt?

O alter Mann—o Lindenbaum!
Ihr Beide wuchst zusammen groß!
O Jugendzeit—o Jugendtraum!
In sel'ger Zeiten Schooß!

„Dahin!" Ein Seufzer, tief und leis,
Und in den Augen flammt's ihm hell.
Du süßer Traum! Ach, Gott nur weiß,
Du floh'st so schnell—so schnell!



Die Alten.

Es war im Lenz—ein Tag gar mild und hold,
Das Zwielicht wob schon abendliche Schatten.
Im fernen West' noch blickte leichtes Gold
Durch das Gewölk, auf Thal und grüne Matten.

Ich war allein. Am Thalgelände stand
In tiefem „Sinnen" ich, in süßen Träumen,
Sacht zog der Quellbach durch das Wiesenland—
Leis sang der Wind sein Lenzlied in den Bäumen.

Ein sel'ger Friede ruhte auf dem Hain,
Wie in den Tempeln ich ihn nie genossen,
Wer mochte wohl der Hohepriester sein,
Dem segnend aus dem Herzen er geflossen?

Da, horch: „Wir sind's," so klang es durch den Wald,
Im Flüstertone, als wie Geistersprache,
„Hier weilen heut', unsichtbar in Gestalt,
„Die bied'ren Alten aus vergang'nen Tagen.

„Alljährlich, wenn der junge Lenz ersteht,
„Wenn bräutlich sich der Wald, die Fluren kleiden,
„Dann steigen wir herauf zum Lenzgebet,
„Die Hände segnend ob dem Hain zu breiten!"



Mißverstanden.

Ich war so ruhlos die ganze Nacht
Bis zu dem Morgendämmern—
Ich fühlte in wilder, stürmischer Jagd
Die Pulse schlagen und hämmern.

Und Du, Du sagst: „Ich habe geweint!“
In meinem Herzen da brannten
Die Worte—Sie waren nicht bös gemeint,
Du hattest mich mißverstanden!



Junge Liebe.

Was soll ich denn sagen,
Wenn die Mutter fragt?
Hat sie doch erst gestern
Ernst es mir gesagt:
„Kind, daß Gott behüte,
„Laß mich nie mehr seh'n
„In der Gartenblüthe
„Dich bei „Wilhelm“ steh'n!“

Ach, sag' nur der lieben,
Guten Mutter Dein,
Wie's die Vöglein trieben
Und die Käferlein.

Wie die Schmetterlinge
Sich im Flug erhascht
Und an allen Blüthen
Ungestört genascht.

Sag' ihr von den Rosen,
Die im Garten blüh'n,
D'rum die Lüftlein kosen—
Wie sie heimlich glüh'n.
Sag' ihr von den blauen
Veilchen in dem Gras,
Die versteckt sich schauen
In die Aeuglein naß.

Sag' ihr von dem hellen,
Gold'nen Sonnenschein—
Wie er tief in's Herze
Sah der Welt hinein.
Wie sich Alles freute
An dem gold'nen Licht—
Seinen Kuß nicht scheute
Und sein Kosen nicht.

Und dann frag', weßwegen
Gott dies so gemacht,
Und wenn sie, verlegen,
Zürnt Dir, oder lacht—
Sage: Ist Gott Liebe,
Dann muß Groß und Klein,
Was da lebt und webet
Auch in Liebe sein!

Zwei Lieder.

I.

Die Ruhstatt.

Wenn mir das Herz will brechen
Ob all' dem Kampf und Leid,
Dann hör' ich's drinnen sprechen—
Die Ruhstatt ist nicht weit!

* * *

II.

Sei still!

Sei still! Du hast
Treulich getragen—
Brav Dich geschlagen:
Bald kommt die Rast.

Dann ruhest Du.
Süß ist der Schlummer,
Ohn' Leid und Kummer—
Friedliche Ruh'!

Quantität und Qualität.

I.

In einem kleinen Wort liegt oft ein tiefer Sinn,
In einer Perle oft ein großer Werth;
Und—liegen in der Welt nicht Welten d'rin?
Ist's nicht Erfahrung, die uns sagt und lehrt,
Daß Quantität nicht Maß und Wage sei
Der Qualität? Und daß das inn're Gut,
Gleich laut'rem Gold, durch Feuers Macht und Gluth
Sich selbst bewährend—auch sich Maßstab sei?

* * *

II.

Ein großes Meer wogt in der Menschenbrust
Bald leise rauschend, bald entfesselt, wild,
Hoch geh'n die Fluthen—hoch in Leid und Lust—
Im Herzen klein—ein großes Weltenbild.
Und Schätze birgt's im tiefen, stillen Grund—
Es wiegen Welten ihren Werth nicht auf.
Heil, Menschensohn! Dir wird's wohl klar und kund:
Aus seinen Tiefen steigt die Gottheit auf!

Schön Suschen und klein Fränzchen!

Was klingt denn da so dumpf herauf?
Geh', Mutter! mach' das Fenster auf—
Es läutet!
Sag' an, was wohl der dumpfe Sang,
Sag' an, was wohl der Glockenklang
Bedeutet!

Mein Kind, es gilt der Glockenton
Der schwarzen Trauerprozession
Da drunten!
Man trägt schön Suschen hin zur Ruh',
Es hat den Weg dem Himmel zu
Gefunden.

Ich möcht' wohl auch bei Suschen sein,
Dann wären aller Schmerz uud Pein
Vergangen!— —
Die Glocken klangen leise aus,
Da kam ein Engel durch das Haus
Gegangen.

Es rauschte leis sein Flügelschlag,
Als er durch's kleine Schlafgemach
Geschritten.
Er küßt' es frei gar süß und lind
Vom Schmerze, den das liebe Kind
Erlitten.— —

Die Glocken tönen dumpf herauf,
Die Mutter macht das Fenster auf
Mit Klagen.
Und aus dem schwarz beflorten Haus
Ein Särglein wird zum Grab hinaus
Getragen!



Ideale.

Sich von Staub und Scholle loszuringen,
In die Welt des Geistes einzudringen
Aus der Trägheit lebenslosem Thal—
Für's Erhabene sich zu begeistern,
Formend und gestaltend zu bemeistern
Todten Stoff—winkt uns das Ideal.
Leuchtend grüßet es aus Götterferne,
Wo das Licht der höchsten Wahrheit flammt,
Dem der Geistersonnen und der Sterne
Licht und Glanz und Kraft entstammt.

Geistersonnen sternumwandelt ziehen
Ihre Bahnen, und im Wirbel sprühen
Funken auf, in wunderbarem Glanz.
Ihre Kreise weiten sich, und heller
Strahlt ihr Licht, und immer voller, schneller
Zieht dahin der Geister Sonnentanz.
Ob der Erde blüht ein neues Leben,
Götzen sinken und der Wahn entweicht—
Denn die Gottheit selbst will wirken, weben—
Die dem Menschengeist entsteigt.

I d e a l—das in das Spiel der Geister,
I d e a l—das in dem Hirn der Meister
Sich Ideen und Gestalten webt,
Das des Bildners Aug' mit Licht des Schönen,
Das des Sängers Brust mit vollen Tönen
Und mit süßen Melodie'n belebt,
Du bist Gottes Sohn—in ewig wahren,
Ewig schönen, göttlichen Ide'n
Sieht man Dich—Dich selber offenbaren
Und im Genius aufersteh'n!



Liebe und Leiden.

I.

Es dünkt mir gestern, daß ich Dich
Zum ersten Male gesehen—
Da flatterten die Locken Dein,
Die blonden, im Frühlingswehen.

Und aus den Locken sah'n hervor
Zwei Augen, himmelblaue,
Die schauten mich an so lieb und traut
Wie Blümlein im Morgenthaue.

Gar mancher Lenz zog durch die Welt
Seitdem mit „Knospen und Lieben,"
Und Du mit Deinen „Vergißmeinnicht"
Bist „ungepflückt" geblieben.

II.

Nur Dir, nur einzig Dir allein
Soll all' mein Lieben gelten—
Mit Dir nur könnt' ich glücklich sein,
Sonst Keinem in allen Welten.

So schrieb es zitternd Deine Hand
Vor Jahren schon, vor Jahren,
Und mancher Sturm ist Dir seitdem
Durch's leidende Herz gefahren.

Dein Lenz ist hin, und auch der Mai
Entflieht und geht zu Rüste—
Wie traurig, wenn mit Lenz und Mai
Die Liebe auch sterben müßte!

III.

Die Liebe bleibt—muß auch entflieh'n
Der Lenz mit seinem Kosen—
Der Sommer kommt, es blüh'n und glüh'n
Am Rosenstrauch die Rosen.

Die Liebe bleibt—es kann keine Gluth
Der Sonne die Blüthen sengen—
Es kann keine Fluth, kein' Sturmesfluth,
Das Herzensbündniß zersprengen.

Die Liebe bleibt—Du Jugendzeit
Magst bleichen und entfärben—
Doch was im Herzen lebt und mai't,
Kann nur mit dem Herzen sterben!

IV.

„Gott sei mit Dir!" mein theures Lieb,
Mein herzigstes Lieb von Allen!
Ich muß in der weiten Ferne dort
Auf einsamen Bahnen wallen.

„Gott sei mit Dir!" gedenken will
Ich Dein in Träumen und Lieder,
Und lacht uns hier das Glück nicht mehr,
Dort blüht ein Lenz uns wieder!

Heimweh.

(Charfreitag.)

In dieser trüben Trauerzeit
Am graueſten Tage von Allen,
Da hat mich plötzlich, ich weiß nicht wie,
Das Heimweh überfallen.

Es ſchlich hinein ſich mir in's Herz,
In's weltdurchwanderte, leiſe
Und zog und trieb mich mit ſich fort
Auf eilender Heimwärtsreiſe.

Es führt' über's Meer, den Rhein hinan
Zur Stadt am Taunusfuße,
Doch Niemand kannte den fremden Mann
Trotz heimiſchem Wort und Gruße.

Genoſſen—ſie waren Alle fort,
In Stellungen des Staates:
Der Eine hier, der And're dort,
Ein Mitglied des hohen Rathes.

Die Staatsherr'n und die Rathsherr'n ließ
Ich links mit Band und Orden—
Und ging in's Gaſthaus zum „gold'nen Vließ"
Da bin ich geſund geworden!

Ich müßte lügen.

Ich müßte lügen, sollt ich es gesteh'n,
Ich hätte das Schöne nicht gerne geseh'n.
Die rothen Blümlein, die weißen, die blauen,
Ich freute mich immer, sie anzuschauen.

Und wie mit Flora's Kindern ich's hielt,
So hab ich auch stets gegen Menschen gefühlt:
Aus schönen Augen, aus dunk'len und blauen,
Da liebte ich immer das Herze zu schauen.



Wie's kam!

Du klagst, mein Freund, daß Du unglücklich sei'st,
Daß Du enttäuscht in Deinem Eheleben—
Man habe einen Körper ohne Geist
Und ohne Herz, zum Weibe Dir gegeben!
Wie konnt's auch anders sein? „Ich hab' Dich lieb,"
Und all' der tolle Wust, der süße, holde—
Es war die Schwiegermutter, die Dir's schrieb,
Die ihre Tochter Dir verschachern wollte!



Was hast Du sagen wollen?

Als Du bei mir im Hause,
Da warst Du so karg und stumm;
Doch auf der Straße draußen
Da drehtest Du lächelnd Dich um.

Du winktest mir zu, als solltest,
Mein Lieb, Du mich nie mehr seh'n,
Als ob Du was sagen wolltest
Und könntest's doch nicht gesteh'n.

Ich hab' Dir zurückgewunken
All' Deine Grüße, mein Lieb!
Und—in Gedanken versunken,
Ich lange noch stehen blieb.

Was hat Dir im Busen, dem vollen,
Das Herze so stürmisch gepocht?
Was hast Du mir sagen wollen?
Und hast es doch nicht vermocht?

Was hast Du mir wollen sagen,
Mein Lieb? Was hielt Dich stumm?
Du hast's mit Dir fortgetragen——
Warum nur, mein Liebchen, warum?



Drei Blümlein am Fußsteig!

An dem Fußsteig vor dem Haus,
Bei dem Kehrichteisen—
Blüh'n aus allem Schmutz heraus
Blümelein—drei weiße.

Hellen Aug's zur Sonne schau'n
Sie ob Staub und Schollen—
Schütteln sich, will Schmutz und Lehm
Jäh' sie überrollen.

Sinnend hab' ich diese drei
Schwesterlein besehen—
Und so eigen fühlt' dabei
Ich's durch's Herz mir gehen.

Ach, wie Mancher kämpft und ringt
In dem Schmutz der Massen!
Und wie Mancher fällt und sinkt,
Welt= und gottverlassen!

Schmutz und Schollen! Herz, wer kann
Ihrer sich entziehen?—
Ach, Du find'st sie überall—
Und kannst nicht entfliehen.

Aber dennoch kannst Du rein
Deines Herzens Blüthen
Wie die weißen Blümelein
Ihre Augen hüten.

Heimkehr.

Wandermüde und bestaubt
Komm ich heim zum alten Haus,
Silberleuchtend schaut das Haupt
Einer alten Frau heraus.
Ach, mein Gott! noch war ihr Haar
Schwarz, als ich von hinnen zog!
Was wohl so gebleicht es hat,
Seit ich in der Fremde war?

Kennte ich nicht dies Gesicht
Besser, als das Auge mein,
Nein, um Alles glaubt' ich's nicht,
Daß dies könnt' die Mutter sein.
Und die Furchen, die die Zeit
Hat gepflügt auf ihr Gesicht!
Spräch' das Herze nicht so laut:
„Mutter!“ ach, ich glaubt's schier nicht!

Bebend tret' ich ein in's Haus,
Und ich fall' ihr an die Brust—
Und mein Herze weinet aus
All' sein Leid und seine Lust.
Und ich hab' es wohl gefühlt,
Wie der Mutter Herz geklopft,
Und aus ihren Augen ist's
Warm mir auf die Hand getropft.

„Sohn, mein lieber, ach so lang
„Warst Du ferne, bliebst Du fort,
„Und ich hoffte lang und bang
„Wiederseh'n an diesem Ort."
Zitternd sprach sie's—zitternd, leis:
Sah in mein gebräunt' Gesicht—
„Mutter, Mutter!" lallte ich—
Aber sprechen konnt' ich nicht.

Wie einst in vergang'ner Zeit
Ich am Tisch mein Plätzchen nahm,
Und sie sprach den alten Spruch,
Eigen mich's da überkam.
Ach, ich werd' zum Kind, je mehr
Ich in's treue Aug' ihr schau'—
Und ich bete: „Gott, behüt'
„Mir die gute, alte Frau!"



Grüße.

Ich saß im Lindenhaine,
Im Frühlingsblüthenschnee
Alleine—ganz alleine,
Und sah durch die Allee.

Nicht kamen, wie vor Jahren,
Im würz'gen Morgenwind
Die „Rädler“ angefahren—
Und auch nicht Du, mein Kind!

So einsam ist's und eigen
Im Herzen und im Hain;
Nur tanzen ihren Reigen
Eichhörnchen auf dem Rain.

Mir ist's, ich müßt' Euch sehen
Wie einst. Bring' Du, o Wind,
Mit lindem, würz'gem Wehen
Viel Grüße dem lieben Kind!



Nicht daheim!

Wie einst in der alten schönen Zeit,
So fand ich Alles wieder.
Es sah'n im neuergrünten Kleid
Die Ulmen auf mich hernieder.

Und auch die Sykamore schien
Wie einst mir zuzuraunen.
Doch schaut' ich umsonst nach den Fenstern hin,
Nach hellen Augen und braunen.—

Die Klingel rief, wie sie's oft gethan,
In der alten, alten Weise—
Doch Niemand kam zu der Pforte heran,
Wie einst so lieb und leise.

Und sinnend zog ich still fürbaß,
Gedenkend der alten Zeiten—
Und meine Augen wurden naß:
Ein Gruß Euch Lieben—Euch Beiden!



O, stilles Glück!

Es geht so still der Tag zur Ruh'
Bei letzten Sonnengrüßen,
Im Haine sitzen ich und Du
In Träumen, wonn'gen, süßen.

Wir reden manches liebe Wort,
Die Herzen im Glücke schlagen—
Und gold'ne Fäden spinnen fort
Sich zu zukünft'gen Tagen.

Im Baumgezweig' singt süß und hell
Ein Vöglein seine Lieder—
O, stilles Glück! Du flieh'st so schnell
Und kehrst so selten wieder!

Maiglöckchen.

Es naht mit Blumen im Schooße
Der wunderholde Mai—
Daß er auch Dich umkose,
Liebchen, Du „weiße Rose,“
Eilt er duftend herbei!

Maiglöckchen läuten leise,
Blühend im Waldesgrund;
Kennst Du die Maienweise?
Singend und summend leise
Thut sie der Lenzgeist kund.

Laß sie mich schlicht Dir deuten,
Liebchen, mein Liebchen, Du!
Maiglöckchens Blüthengeläute
Bringt Dir lenzig=erneute
Grüße der Liebe zu.



Großmütterchens Herzblättchen.

Herzblättchen! hast Du wieder
Großmütterchen geseh'n?
Ich sah die treuen Augen
Dir dabei übergeh'n.

Durch's Herz ging mir ein Beben
Dabei so weh, so lind—
Du siehst Dich weiterleben
Im herz'gen Enkelkind.

Solch' eigene Momente
Sie übermannen mich—
Ich falte stumm die Hände
Und bet' für es und Dich.



Lied eines Fremden.

Wo edle Seelen weilen,
Durchweht von Liebeshauch—
Da möcht' ich bleiben immer,
Da möcht' ich sterben auch!

Nichts, nichts ersetzt die Erde,
Wie ferne Du auch eilst,
Dir für das Glück des Herzens,
Das Du mit Freunden theilst.

Wie Mancher möchte erben
Fern—goldenen Gewinn;
Ich möchte leben — sterben,
Da — wo ich glücklich bin!

Glockenlied.

Ich weiß nicht, es ist mir so wundersam
Das Glockenlied zu Herzen gegangen,
Es hat mich wie ein schöner Traum
Aus alter, seliger Zeit umfangen.
Es hat so tief mich gerührt und bewegt,
Es zog durch das Herze ein süßes Ahnen,
Mir war's, als habe der Geister Mahnen
Der Seele innersten Tiefen erregt.

Ich weiß nicht, es ist mir so wundersam
Das Glockenlied zu Herzen gegangen;
Es war mir wie Freude, es war mir wie Bangen,
Ich weiß nicht, wie eigen mich's überkam.
Ihr ehernen Zungen, was war wohl die Macht,
Die urgewaltig mein Herz durchzittert?
Daß bald es gemai't d'rin, daß bald es gewittert,
Ein wunderlich Spiel zwischen Sonne und Nacht?

War's meine Seele, die Leben euch gab?
Die seelenlos ihr doch die Lüfte durchbebet!
Es kann doch nur Leben erzeugen, was lebet,
Und ihr decktet auf ein verschlossenes Grab?
Gabt Geistern, verklärt, ihr ätherische Schwingen,
Im sanften Vibriren der Luft mir zu nah'n!
Es zittern harmonische Wesen heran,
Ich höre sie sprechen in euerem Klingen.

Ich weiß nicht, es ist mir so wundersam
Das Glockenlied zu Herzen gedrungen—
Es hat von der alt-schönen Zeit mir gesungen:
Wie sie kam und dann—von mir Abschied nahm.
Es schleicht durch das Herz mir ein eig'nes Ahnen,
Das tief mich berührt, das so sehr mich bewegt!
Mir ist's, als habe der Geister Mahnen
Der Seele innersten Tiefen erregt.



„Es war ja gar nicht bös gemeint!“

„Es war ja gar nicht bös gemeint!“—
O edles Wort! voll Lieb und Schmerz.
Tönst Du dem, der „verletzt“ sich meint,
Hinein in das gekränkte Herz!
Es floß ein Wörtlein, unbedacht,
Dir über Deine Lippen hin—
Dem Andern ging's durch Herz und Mark
Und zehrte d'ran und wühlte d'rin.

Es war doch gar nicht bös gemeint—
Ach nein! an so was dacht'st Du nicht.
Wie gerne nähm'st Du es zurück,
Was in des Andern Seele sticht.

Doch ist's gescheh'n; betrübt geht er
Von Dir hinweg, voll Gram und weint—
Du rufst voll Wehmuth hinterher:
„Ach, Gott! 's war ja nicht bös gemeint!"

Und kennt er Dich, und hört er Dich,
Wie könnt' er weiter zieh'n, betrübt?
Zurück zum Herzen kehrt er sich,
Das reuevoll das „seine" liebt.
Und liebend sinkt er an die Brust
Ihm—bleibt ihm inniger vereint;
Und aus dem Leid erblüht die Lust—
„Denn ach! es war nicht bös gemeint!"

D'rum, wenn Dir dieses Wort erklingt
Da, wo Du Dich gekränkt gefühlt—
Da laß es dringen Dir durch's Herz,
Bis daß der Brand darin gekühlt!
Da gehe nicht verschlossen fort,
Da zürne nicht dem reu'gen Freund!
Reich' ihm die Hand mit liebem Wort:
„Ach, Gott! 's war ja nicht bös gemeint!"



Auseinandergehen.

An ***

Du hast so schön des Scheidens schwere Stunde—
Von Lenz und Lust, von Lieb und Glück besungen;
Als ich es las, hat aus dem tiefsten Grunde
Der Seele mir—der Schmerz sich losgerungen.
Ich hab' ihn nachempfunden, leiddurchschauert,
Den letzten, warmen Druck geliebter Hände,
Wo sterbend die Natur noch mitgetrauert,
Beim letzten Gruß—am welken Thalgelände!

So hoffnungsvoll sangst Du vom neuen Lenze—
Von „Deingedenken" und von Wiedersehen;
Es wird dies Wunder immer neu geschehen.
Wer setzt der Hoffnung denn auch Ziel und Grenze?—
O, Menschenherz! Du unergründlich „Wesen,"
Mußt gleich so viel Du lassen und entsagen,
Du hörst nicht auf, das, was so „schön gewesen,"
In der Erinn'rung liebend nachzutragen!



Schattenspiel.

I.

Vom goldgesäumten Westen her
Der Sonne Abendstrahlen fielen
Auf Zweig und Blatt; und hin und her
Sah ich im Sand die Schatten spielen.

Sie zitterten um Stein und Staub,
In stetem „Ringeln,“ stetem „Küssen,“
Und aus dem windbewegten Laub
Klang's: Ach, daß wir schon scheiden müssen!

Es war ein Vöglein, dessen Lied
Vom nahen Herbst und Scheiden zeugte—
Der Frühling floh, der Sommer schied:
Es naht der Herbst—der kühle, feuchte.

Nur in dem Herzen flimmern nach
Vergang'nen Glückes letzte Schatten,
Wie, wenn erstirbt ein sonn'ger Tag,
Lichtgrüße auf erhöhten Matten.

O Leben—kurzer, flücht'ger Traum,
Ob ungewisser, dunkler Ziele!
Wohl grüßt manch' Licht durch Zweig und Baum,
Doch bleibst Du gleich dem Schattenspiele!

Ein kurzes Spiel, doch nicht im Sand
Allein—nein, auch auf blum'gen Grunde,
Laßt ringeln uns denn Hand in Hand,
Bis zu des „Herbstes“ letzter Stunde.

Bis daß der letzte Strahl erstirbt
Auf unsers Herzens blum'gen Matten,
Und bis um uns're Seele wirbt
Der König und der Fürst der Schatten.

II.

Es zieht zurück in seine Tiefen
Der Weltgeist müde sich und matt—
Er, und die Stimmen, die ihn riefen,
Im Lenze—sind des Spieles satt.

Des Spieles ob beblumter Erde
Und froher, hell besonnter Zeit—
Doch, daß es neu im Traum ihm werde,
Sucht Ruhe er und Einsamkeit.

Wie oftmals, Herze! müd' des Harmes
Der Welt—und müd' auch ihrer Lust,
Wünscht'st fern der Wärme ihres Armes
Du kühle Ruh' an ihrer Brust!

Wie gern, wenn Lenz und Sommer schieden
Aus Herz und Leben ungesäumt,
Hätt'st mit dem Weltgeist, Du, dem müden,
In Erdestiefen still geträumt!

Mailieder.

I.

Auf der Strassenbahn.

Es war eine Nacht, so maienlind—
Hell grüßten Mond und Sterne.
Ich fuhr mit Dir, mein herziges Kind,
Zur Stadt hinaus in die Ferne.

Es brummte und summte der Strom gar sehr
Hin durch die elektrischen Drähte—
Es blitzten die Funken um's Rädlein her,
Das schwirrend am Drahte sich drehte.

Wir fuhren hinaus, hinein in die Nacht,
In die würzige, maienlinde;
Dein Haar, wild-schön durcheinander gejagt,
Das spielte im Abendwinde.—

Es schnurrte die Kurbel bald dumpf, bald hell,
Geleitet von Führers Händen—
Wir sind im Freien—hei! jagt das schnell!
Hei! summt das an allen Enden.

Wir plaudern von der „elektrischen Zeit"—
Hei! sprühen die Funken vom Rädchen!
Hei! sprüh'n meine Augen voll Seligkeit
Liebfunken in's Herz Dir, mein Mädchen!

II.

Im Freien.

„Ach! ist das wunderschön! Sieh' hier—
„Dies „Leuchten" durch's waldige Dunkel!
„Ein Feengarten dünkt's mich schier—
„Mit zaub'risch schönem Gefunkel."

So sprachst Du, sitzend auf der Bank,
Mit mir—in freudigem Tone.
Ob uns da rauschte, mit Zweigen schwank,
Die träumende Ulmenkrone.

Sie flüsterte in jedes Wort
Von uns, ihre eigene Weise—
Und mit dem Flüstern zogen fort
Die Worte lind und leise.

Wo zogen sie hin, die Worte Dein,
Mit Lüften, den lauen, weichen?— —
Wir schauen in's thaufeuchte Gras hinein—
Es flüstert der Wind in den Zweigen.

III.

Auf der Veranda.

Auf der Veranda in großer Zahl
Saßen Herren und Damen—
Meist solche, die auf stählernem Roß
Stolz angestrampelt kamen.

In „Radcostümen“ mancher Art
Sie vor uns paradirten—
Wir sahen auch d'runter das „neue Weib,“
Das Muster der Ungenirten.

Du wandtest Dich ab und sagtest: „Nein!
„Das nimmt doch dem Weibe die Würde,
„Daß „neu,“ und „frei“ und modern zu sein,
„Nach Mann'sart sich's kleide und gürte.“

Ich sah auf Dich und Dein Gewand—
Wie anmuthig floß es nieder!
Es wahrte die Formen in holdem Reiz
Und fing sich in Falten wieder.—

„Ich bleib' ein Weib!“—Es klang wie Protest,
Mein Liebchen, Dir aus der Seele—
„Und ich ein Mann!“—so kann uns das Glück,
Herzliebchen, wohl niemals fehlen!



Rosen-Monat.

Erinnerungen.

Was schlägst Du denn so bang, so bang,
Du Herz in meiner Brust—
Inmitten all' der Rosenpracht,
Inmitten all' der Lust?

Was rinnt ihr denn, ihr Thränen, sacht
Die Wangen mir herab?
Wo doch der Himmel blaut und lacht,
Bis weit in's Thal hinab!

Was klopfet denn so stürmisch ihr,
Ihr Pulse allzumal?
Was dränget euch zum hämmern so—
Ist's Wonne—ist es Qual?

Ihr Nerven, sagt, was hat denn euch
So ruhelos gemacht?
Es zittert und es bebt hindurch
Mit ungestümer Macht?

* * *

Ach, ach!—die Lust ist gar zu groß,
Die uns der Sommer beut—
Da denken wir des Jugendglücks
Und seiner Rosenzeit.

Da denken wir der holden Maid,
Die's einst uns angethan—
O, schöne Zeit, o, sel'ge Zeit,
O, süßer Jugendwahn!

Sie hatt' die Rosen gerne auch—
Sie brach sie manchen Tag;
Sie brach sie—doch ein böser Dorn,
Ein tück'scher Dorn—der stach.

Er stach ihr tief in's Herz hinein—
Das stand im Tod bald still.
D'rum feuchtet's mir die Wangen so—
Ich weiß nicht, was ich will.

So wie ich einst, so möchte heut'
Ich Dich noch einmal seh'n,
Noch einmal nur—o, sel'ge Zeit,
Mit Dir durch Rosen geh'n!



Völkerfrühling.

Die Knospen schwellen im jungen Gezweig—
Durchbrechen die Hüllen so zart und weich:
Sie träumen von Lust und von Wonne.
Sie fesselt kein Baum mehr an's Reich der Nacht,
Es drängt und treibt sie zum Lichte mit Macht—
Zur Sonne.

Die Hüllen—sie fallen, die Blume ersteht,
Es schwärmen die Bienen zum duftenden Beet—
Nicht neidisch die Blümelein grinsen!
Ist frei doch die lachende, grünende Flur,
Es reicht, was sie brauchen, die „Mutter Natur"—
Ohn' Zinsen.

Die Menschen durchwallen den Tempel der Welt,
Sie suchen nach Brod und sie jagen nach Geld,
Den knurrenden Magen zu stillen.
Für sie ist nicht Recht—nein, Macht ist Gesetz.
Sie sitzen und flicken Magnaten das Netz—
Die Schlünde der Selbstsucht zu füllen.

Wann kündet ihr Knospen, umflossen von Licht,
Den Frühling der Völker, o, wird er denn nicht
Das Volk der Enterbten bald grüßen?
Wohl schaut ihn bis jetzt nur der Seher im Traum,
Doch werden auch da einst die Knospen am Baum
Des Heiles—der Welt sich erschließen!

Trost.

Einem geprüften Freunde.

Wo Alles wankt und weichet,
Wo Alles flieh't und schwindet:
O, glücklich, wer den Anker
Zu festem Grunde findet!

Der Anker ist der Glaube;
In ew'ge Liebe schlage
Ihn, Bruder, an dem dunklen
Und sturmumtosten Tage.

Und in den hoffnungslosen
Und thränenvollen Nächten:
Wird er Dir Trost gewähren
An starken Himmelsmächten.

Ob Dich Dein Kreuz auch schmerze,
Du wirst doch nicht verzagen,
Denn gläubig spricht Dein Herze:
„Mein Gott hilft mir es tragen!“



Lerne „scheiden!“

St. K. gewidmet.

Wie von eines Nordlichts Glanze
Strahlend—dunkle Fernen leuchten,
Wie im Hochgenuß des Glückes
Schimmernd sich die Augen feuchten,
Wie das Lied der Nachtigallen,
Wie der Blumen flüchtig Weilen—
Sind der Freude flieh'nde Stunden
Auch uns im Vorübereilen!

Nordlichtsglanz und Augenschimmer,
Heller Sterne silbern Funkeln
Fliehen bald.—Ob schönstem Tage
Fängt es wieder an zu dunkeln.
Und die Nachtigallen schweigen,
Wenn verblüht des Sommers Rosen,
Und dem Nord, dem grimmen, rauhen,
Weicht der Lüfte sanftes Kosen.

Scheiden lernen mußt Du, Herze,
Dünkt es Dich auch schwer und herbe—
Ja, es folgt der kurzen Freude
Die Entsagung, als ihr Erbe!
Goldgewob'ne Träume fliehen
Wie die Wolken, in die Fernen,
In die dunklen—und Du, Herze,
Ja, Du mußt entsagen lernen!

Rosen blühen auf dem Haidegrab!

An M. D. — In Erinnerung an den 24., 25. und 28. März, 1894.

„Rosen blühen auf dem Haidegrab!"
Sangst Du uns, ach, ich vergeß es nimmer,
Sel'ger Nächte kurzen Freudenschimmer,
Den im Flug uns Deine Muse gab!
Wie die Finger durch die Saiten rauschten
Als in's Lied die Seele Dein geflossen,
Hat in's Herz sich tief ein Strom ergossen
Höh'rer Freude uns, die still wir lauschten:
„Rosen blühen auf dem Haidegrab!"

* * *

Rosen blühen—hohe, schöne Zeit!
Wand'le ich der Liebe Blumenbahnen
Schleicht durch's Herz mir seligliches Ahnen,
Und doch bist Du, Ziel des Glücks, so weit!
Darf der Mensch ein volles Maiglück hoffen?
Tappt er ewig nicht im Trug—im düstern?
Ach, nur kurz steht ihm der Himmel offen!
Ach, so bald hört er ein klagend Flüstern—
Rosen blühen auf der Liebe Grab!

Auf dem Haidegrab, das still, verlassen—
In der Steppe dort, ein grüner Hügel,
Senkt zur Rast die Nachtigall die Flügel
Ob dem Riedgras, jenem hohen, nassen.

Eine Jungfrau sah sie knie'n und klagen,
Ihre Hände ob dem Haupte ringen,
Zarte Weise möcht' in's Herz s' ihr singen,
Möcht's betrübt den Abendwinden sagen:
Rosen blühen auf der Liebe Grab!

Rosen blühen—ja, in stiller Haide
Liegt begraben ihres Herzens Glück;
Worte fluthen zitternd in die Weite—
Keines ruft, ach kein's, ihn mehr zurück.
Ihn, der Liebe kurzen Traum genossen,
Desertirend vom Soldatenstande—
's war der Liebsten Lied vom Vaterlande—
Hat man standrecht hier im Feld erschossen—
„Rosen blühen auf dem Haidegrab!“

Rosen blühen auf so manchem Grab,
D'rin ein edles Herze Ruh' gefunden,
Dem's Geschick den Dornenkranz gewunden,
Dem für Liebe—man ein Kreuzholz gab.
Thränen feuchten meiner Augen Blicke,
Seh' ich an der Menschen wirres Thuen—
Herz, mein Herz! sag', wo wirst Du einst ruhen
Nach des Lebens Glück und Mißgeschicken?
Rosen blühen auf der Liebe Grab!



O, halte fest am deutschen Wort!

O — halte fest am deutschen Wort!
O, lieb, und üb' es fort und fort!
Schließ' in das Herz es treulich ein,
Und hüt' es wohl wie Edelstein—
Zu jeder Zeit, an jedem Ort—
O, halte fest am deutschen Wort!

Vergiß es nicht Dein Leben lang
Das Wort, das Dir die Mutter sang,
Wenn feiernd sich gesenkt der Tag
Und auf dem Pfühl der Liebling lag:
„Schlaf', Herzenskindchen!" klang's dann fein,
Bei deutschen Lauten schliefst Du ein.

War „deutsch" nicht auch Dein erstes Wort
Im trauten Elternhause dort?
Welch' Wonne schloß für „Groß und Klein"
Der süße Name „Mutter" ein!
Vergiß die Sprache nicht sobald,
Die Du als Kind zuerst gelallt!

O, sei kein undankbarer Wicht
Und schäm' Dich Deines Stammes nicht!
Es ward an seiner Brust und Schooß
Die Wahrheit und die Weisheit groß,
Der Freiheit und des Friedens Hort—
D'rum halte fest am deutschen Wort!

O, halte fest am deutschen Lied,
Das brausend durch die Seele zieht,
Wenn's ernst an hohe Pflichten mahnt,
Wenn's melodienreich glaubt und ahnt,
Daß bald ein Völkerfrühling blüht—
O, halte fest am deutschen Lied!

O, deutsches Lied—o, deutsches Wort,
O, lebt gepaart noch lange fort!— —
Was von den Vätern hier gescheh'n,
In Wort und Lied laßt's übergeh'n
Auf Kind und Enkel allerort—
Ehr't deutsches Lied und deutsches Wort!



Letzte Rose.

Der Herbst lag auf den Landen,
Er lag auf Wald und Flur—
Die Blümlein waren schlafen,
Ein Röslein wachte nur.—

Im Garten stand's zu Füßen,
Am schon verdorrten Rain;
Es wollt' nur Dich noch grüßen—
Und dann „vernichtet" sein!

Meinen Freunden.

An F. G. — Den 11. Februar, 1895.

Wie hat das Herz sich mir geweitet
Bei Eures Spieles süßen Tönen—
In's Reich des Hehren und des Schönen
Hat sanft mich Euer Lied geleitet.

„Klagt ihr mein Leid!"— dolce und forte,
Wie rauscht' bewegt es durch die Saiten,
Von sel'ger Liebe Lenzeszeiten,
Und wie es Herbst ward, klang's im Worte.

Du schriebst es selbst, das Wort voll Sehnen
Aus tiefster Brust wurd's Dir geboren;
Was Du gewannst, was Du verloren,
Du schriebst daraus ein Lied der Thränen.

Ich hab' aus Deinem Spiel und Wesen,
Aus Deines Herzens Liederquellen,
Die schwarzen Loose und die hellen
Aus traumverlor'ner Zeit gelesen.



Der untreuen Freundin.

Die Winterstürme sind vorbei,
Der Frühling hieß sie schweigen.
Im Herzen nur, da will der Sturm
Dem Lenzesweh'n nicht weichen.

Da tobt und tost es—ein Orkan
Er wirbelt durch die Nerven—
Und da er Dich nicht treffen kann,
Muß er in's Lied sich werfen.

Das ist der Sturm, den angefacht
Die Liebe, die erlogen
Aus Deinem falschen Herzen, mich
Um Glück und Ruh' betrogen!



Idylle.

Ist es nicht eigen, daß sich manchesmal,
So ganz von ohngefähr, zwei Menschen finden:
Sie sehen — und sie lieben sich —
Und Keiner weiß zu sagen, wie es kam.
Ein Blick, ein Wort nur—und es ist geschehen.
Es ist nicht Schönheit immer, oder Stellung,
Nicht bunter Kleidertand, nicht Witz noch Klugheit,
Es ist am wenigsten wohl gar der Mammon,
Der, wie bekannt, ja sonst die Welt regiert.
Was ist es aber, das so mächtig,
Unwiderstehlich Menschenseelen zwingt,
Einander zu erwählen und in Liebe
Sich ganz zu geben Denen, die der kurze,
Der flüchtige Moment des Augenblickes
Magnetisch in den Bann der Liebe warf?
Es ist das Feuer nicht der niedern Triebe,
Die Leidenschaft, die brennende, zu kühlen,
Der nackten Lust Genüge zu gestatten.——
Denn auch Begeisterung malt Rosengluthen
Mit reiner Hand auf Wangen und auf Lippen,
Und auch die Musen tauschen Feuerküsse
Mit edlen Sterblichen—der Kunst zum Lohne,
Die hoch der Menschheit Ideale hält.

Was ist es denn, wenn es nicht Fleisch und Blut,
Das also seine Stimme laut erhebt?—
Wenn es nicht Fleisch und Blut, das zauberhaft
Den Arm der Liebe um den Nächsten schlingt?
Gibt's auch noch eine and're f r e i e Macht,
Die sklavisch nicht der Leidenschaft gehorchet
Und sich nicht binden lassen muß an nied're Lust?
Ja—ja—die reine Seele, die noch frei,
Nach ihrem Urbild—edel sich bethätigt
Und ihre freien Flügel unbeschnitten
Zum Geistesflug nach Idealen hebt,
Und die nicht weicht vom Lichtquell alles Guten
Und von den Mutterbrüsten der Natur—
Sie—sie vermag mit unbemerkter Kraft
Das ebenbürt'ge Reine zu umfassen:
Es zu beglücken—Glück daraus zu trinken
Und bis zum Grab das Leben zu verklären,
In dem sie selbst Verklärung hat gefunden.
Wohl fehlt es heute an den Jüngern nicht,
Die vorlaut diese höh're Macht verneinen,
In der zum Lichtflug sich die Seele stärkt.
Sie wissen nichts von jener gold'nen Zeit,
Da auf der blumbesä'ten, sonn'gen Flur
Der Schäfer bei dem Hirtenmädchen spielte,
Des Nachts mit seinem Mantel sie bedeckte
Und sie mit hellem, süßen Flötenton
In sanften Schlaf, in süßen Traum gespielt.
Wie er am Morgen dann voll Lust sie küßte
Und liebreich sie in seine Arme schloß.

Und so den blüthenreichen Sommer durch—
Bis in dem Herbst zu Thal man wieder zog,
Und er als Jungfrau fröhlich wiederbrachte,
Die er als Jungfrau mit zu Berge nahm.—
Heut' riecht der alte, sauere Philister
Ob jedem Pärchen, das im Wiesengrund,
Am grünenden Gehege, Aug' in Aug'
Sich blickend, süße, sel'ge Wonne träumt;
Ob jedem Menschen, der die Jugend liebt,
Der gerne in der Unschuld Augen schaut
Und gerne neckt und tändelt, liebt und kos't,
Weil durch die Adern noch gesundes Blut
Und frischer Geist noch in dem Körper kreist:
Schon Unrath—gibt Gedanken Raum,
Die, weil sie böse sind—auch schuldig bleiben.
Ja, solche Menschen haben keinen freien
Und keinen selbstbewußten Geist, der ewig lebt.
Doch ewig lebt der Geist der reinen Liebe,
Er wirkt und waltet unter Edlen fort,
Verklagt und richtet Nörgler und Philister,
Beglückt stets neu den, der sich ihm verschreibt.
Ich hab' schon oftmals uns're Zeit beklagt,
Die finstern Menschen mit den seichten Herzen,
Die nur im Gelde wühlen und darin
Mit viel Bornirtheit ihren Himmel finden,
Und die dem Geist und Herzen nach bankrott,
Und die den armen Glücklichen beneiden,
Weil er trotz seiner Armuth glücklich ist:
Ein edles Herz im groben Kittel tragend.

Wie viele ihrer kaufen Lieb für' Geld
Und zieh'n im eig'nen Hause Schlangen groß,
Und schänden schnöde wahre Weiblichkeit
Des Hauses—abseits feilen Dirnen opfernd.—
Wie fühl' hingegen ich mich hochbeglückt,
Wenn ich auf schatt'gen, stillen Waldeswegen
Mein ganzes „Ich" laß schweifen in die Ferne,
In lieben, edlen Seelen mich versenkend,
Die geistig mir die Liebe angetraut.
Ich fühle ganz in ihnen auf mich gehen;
Ich fühle, daß sie meiner auch gedenken,
Und daß sie glücklich sind in mir, wie ich
In ihnen stets mich hochbeseligt fühle.
Uns trennen Raum und Zeit als Schranken nicht,
Sie sind nicht da für uns—im Geiste sind
Wir nahe—fühlen uns vereint.— —
Da rauscht es durch's Geäste—horch', was ist's?
Ein Vögelein hat meiner Seele Sinnen,
Hat meinem Traum hellseherisch gelauscht.
Es hüpft und singt vor Freude—denn
Ein Strom aus meinem Herzen zog,
Dort in die Ferne ziehend, ihm durch's Herz.
Ich lausch' betroffen seinem kleinen Lied,
In das wohl Lust und Leid vereinet strömen,
Denn jedes Lebewesen trägt sein Theil
Von beidem durch die wechselvolle Welt.—
Ich schlend're weiter—und ein Mägdelein,
Gar lieb und hold, begegnet mir; es hat
Am Waldesrande drüben, heckumsäumt,

Gar emsiglich Schwarzbeeren eingesammelt.
Es grüßet freundlich und ich bleibe stehen
Und halt' es an—und frag' es neckisch aus;
Und aus dem jungen, lieben Rosenmund
Tönt's treu und offenherzig mir entgegen
Von Diesem und von Jenem; und es reicht
Mir, leicht erröthend, süße Beeren dar,
Davon zu kosten; und ich nehm' so viel
Als sie der „Sommer" ihres Lebens zählt,
Und wünsch' ihr manchen „sonnigen" dazu.
Ich halt' sie auf, die siebzehnjährige—
Es thut so wohl ja, in das klare Aug'
Der sorgenfreien Jugend still zu schauen,
Und dabei an den eig'nen Lenz zu denken. — —

* * *

Ich kehre heim—im Gartenhäuschen find'
Ich eine kleine, fröhliche Gesellschaft:
Die lieben Meinen sind's—ein braves Weib
Und liebe, rothwangige brave Kleinen;
Dabei Besuch: zwei holde Mädchen, die
Ich lange lieb' schon—die ich lieben werde
So lang ich bin. — — — — — — — — —
Die Sonne spielt durch's leichte Lattenwerk;
Ein leichter Luftzug streicht durch Rebenranken,
Wir plaudern fröhlich und die Hausfrau trägt

Inzwischen Mocca, duftenden, uns auf.
Wir schauen tief in Augen uns und Herzen,
Und tauschen aus Gedanken aller Art,
Und lachen heimlich über die Philister,
Die uns ob des idyll'schen Glückes grollen;
Und freuen uns, daß wir uns lieben dürfen,
Und daß wir in der Liebe glücklich sind.



Wiederseh'n.

Daß ich, mein Lieb, Dich wiedersah—
Welch' Glück! ich kann's nicht sagen,
Es hat mein Herz in sel'ger Lust
So stürmisch-wild geschlagen.

Du sah'st mir in das Auge tief,
Als wolltest Du mich fragen,
Ob ich in treuer Liebe Dich
Im Herzen stets getragen.

Ja, Du, mein Lieb, alleine Du!
Und ewig Du nur! Glaube,
's gibt keine Macht,, die meinem Herz
Dich, herziges Liebchen, raube.

Sterben.

Wenn im Herbst, nach Sommers Wonneträumen,
Welkes Laub im Nachfrost von den Bäumen
In den Staub der Erde niederweht,
Todtenreigen tanzend, raschelnd, rauschend
Um das Ohr mir schwirrt, das bange lauschend
In des wehen Herzens Diensten steht—
Wenn vor grimmem Nord und Sturmeswettern
Bang erbeben Flurenschmuck und Wald,
Wenn die Spätlingsblüthen selbst entblättern
Und der Vöglein Lied verhallt—
Ach, dann schreit aus tiefster Brust voll Schmerzen
Die betrübte Seele auf—ich blick'
Im Verblüh'n und Sterben—aller Herzen
Letztes unabweisliches Geschick.

Und doch ist's so schön—so schön zu sterben—
Gibt's ja keinen Tod und kein Verderben
Dem, der seiner Zeit gelebt, geblüht,
Der Verweslichkeit entrückt, entnommen
Hat ersterbend jenes Ziel erglommen,
Dessen Leuchte ewig glüht. — —
Was du warst, das bist du—ob der Zeiten,
Ob der Formen Wechsel, ob des Scheins
Deines Lebens, ob der Freud' und Leiden—
Bleibst mit Allen du ein göttlich Eins.

Lindenthal-Träumerei.

Wie lieb' ich euch, ihr trauten, stillen Gänge
Zum Lindenhain—wenn sacht' der Abend dämmert
Und bei Natur- und Feierglockenklängen
Es ruhiger in meinem Busen hämmert.
Wenn lauer Abendwind hin durch die Blätter
In tiefgeheimnißvoller Sprache flüstert
Und mir die Stirne kühlt, die Kampf und Wetter
So manchesmal mit Sorgennacht umdüstert.

Wie lieb' ich euch, ihr schlanken mächt'gen Bäume;
Bin kurz erst hier—und kenne euch doch alle—
Ihr stummen Zeugen meiner schönsten Träume,
Wenn still ich ruhte in der Waldeshalle.
Wenn ich zu euch—wie zu dem „Lieb" gesprochen
Von Allem, was die Seele mir bewegte,
Von Glückessäulen, die der Sturm gebrochen—
Und herzlos sie in Schutt und Trümmer legte.

Wie lieb' ich euch, ihr Blümlein an den Hecken,
Die ihr verblüht—ohn' daß ein Mensch euch achtet;
Wie oft hab' in den schattigen Verstecken
Ich sinnend euch, ihr „Einsamen," betrachtet.
Und euch von mir erzählt, und gold'nen Stunden,
Wo einst im Abendschein—an Feldgehegen,
Euch pflückend, einen Engel ich gefunden
Und, ach! zu kurz nur, ihm am Herz' gelegen.



Lindenthal-Allee.] **Mein Lieblingsgang.** [Highland, Ill.

Wie lieb' ich euch, ihr munt'ren Waldesbürger—
Ihr singt und singt—für Geld nicht, nicht für Ehre,
Und fallt zum Opfer doch vielleicht dem Würger,
Ohn' daß ein Gott dem frechen Mörder wehre.
Ihr singt, wie wir, den Hals, die Brust euch heiser,
Bis euer Lied erstickt in Würgers Banden.
O, Sängerloos!—statt Lorbeer—Dornenreiser—
„Stirbst unbeachtet du und unverstanden!"



Nach sechs Jahren.

Da hab' ich jüngst das Plätzchen wiederfunden,
An dem vor Jahren ich mit dir gesessen
Und in dem Glück der Liebe—jene Stunden
Mit Leid und Gram im Schooße—kurz vergessen.
Die alte Bank, mit eig'ner Hand gezimmert,
Im üpp'gen Laub die Eiche, jene alte,
Durch die das Zwielicht spielend noch geflimmert
Nach Sonnenheimgang auf die stille Halde.

Ich las die Namen über, sah die Zeichen,
Die in die Rinde einst wir eingeschnitten:
Das Herz—die Liebe—und das Kreuzeszeichen,
Das Symbol derer, die da liebend litten.

Im Thale dort die Wiesenbächlein sangen
Ihr Wellenlied, das alte, monotone,
Und wirr gemischte Vogelklagen drangen
Hin durch die windbewegte Eichenkrone.

Und die Erinn'rung kam und zog den Schleier,
Von alten Tagen zitternd, leis zurücke,
Und baute unterm Saitenklang der Leier
Zu jener Zeit die gold'ne Geisterbrücke.
O schönes „Einst," es hat der Kampf der Zeiten
Die Weihe jener Stunden längst verschlungen;
Der Gegenwart, der rauhen, Sturmesläuten—
Manch' Ideal hat es in's Grab gesungen.

* * *

Der Abend sank sanft auf die stillen Fluren,
Die Sternlein blinkten silbern durch die Bäume,
Das Räderwerk der großen Weltenuhren
Ging seine Bahn in den gewohnten Räumen.
Vergebens suchte ich vom Traum zu lassen
Und an dem Born des „Jetzt" mich abzukühlen—
Man kann mit einem „Sieb" kein'n Strom erfassen,
Ein schäumend Meer damit hinweg zu spülen.



Der Freiheits-Sturm.

Wenn für die Freiheit sich ein Volk erhebt,
So wälzt sich's fort gleich donnernden Lawinen;
Das Alte fällt—und über den Ruinen
Der Geist des Fortschritts neugestaltend schwebt.
Vor heil'gen Menschenrechten wankt und bebt
Der Schergen Zwinger—und die Ketten brechen.
Und wenn noch d'ran das Blut der Unschuld klebt,
Dann darf ein Volk Gericht mit „Eisen" sprechen.

* * *

So war's einst hier im lieben Vaterland,
Darab so hold die Sternenbanner wehen.
Du hatt'st durch Kampf für Dein Panier zu gehen,
Die Fahnen hoch—die Waffen in der Hand.
Es konnt' der Löwe von der Themse Strand,
Dir ohne Groll in's freie Herz nicht sehen;
Doch fand er Dich nicht zagen und nicht zittern—
Du schlugst, vereint, das Königsjoch zu Splittern.

Du wolltest frei sein, denn ein frei Geschlecht
Trägt in sich selbst die Quellen alles Guten;
Wo Herzen froh für's Höchste, Beste bluten,
Wo Frauen treu, wo Männer schlicht und recht,
Wo Fleiß und Arbeit, Brudersinn—da, sprecht!
Bedarf es da der königlichen Ruthen?— —
Nein! Nein! Ein Volk mit solchen Lichtgestalten
Kann selbst die Zügel der Regierung halten.

Zwar sank gar Mancher in die kühle Gruft—
„Doch ist's ja süße, für die Freiheit sterben!"
Mit Blut und Eisen um den Preis zu werben.
Wenn schrillen Ton's die Kriegstrompete ruft,
Wenn ein Geschlecht die frische, reine Luft
Mit Blut erkämpfter Freiheit darf ererben—
Dann zieht man freudig auch die schwersten Bahnen
In Kampf und Tod mit seines Volkes Fahnen.

Der Löwe fiel—und ob der Tradition
Von Königsrechten und von Klassenlügen,
Erhob in festen, wanklosen Gefügen
Zur Freiheit sich die glorreiche Nation,
Die stark, und stolz auf ihren großen Sohn—
Washington—zeigt, der in den Kriegeszügen
Die Würfel warf, die das Geschick entschieden,
Und uns gebracht die „Freiheit" und den „Frieden."



E Pluribus Unum.

Unabhängig—Einig! 4. Juli, 1776.

Wo Geist und Kraft in einem Volk sich einen,
Das für der Menschheit heil'gen Rechte steht;
Der Geist der Freiheit durch die Auen weht,
Und hell die Sterne der Gesittung scheinen;
Wo insgesammt bei Großen und bei Kleinen,
Der Liebe Kraft des Lebens Schwungrad dreht;
Da kann, gestützt auf seiner Väter Thaten,
Sich wohl erbau'n die Wohlfahrt freier Staaten.

* * *

In Union: Strength—das ist gar wahr gesprochen!
Ist's doch Gesetz und Lehre der Natur;
Leis plätschernd springt das Bächlein durch die Flur,
Bis spielend sich's zum Strome durchgebrochen.
Hör' dann auf ihm der Schiffe Schrauben pochen
Im steten Wechsel, wie den Puls der Uhr—
Nun trägt's auf Schiffen mit den größten Masten
Von Stadt zu Stadt im Lauf die schwersten Lasten.

In Union: Strength—du hast's gar wohl erfahren,
Du altes, freies Volk, mit Spat' und Pflug!
Wie siegreich nahm der Adler seinen Zug,
Mit deinen treuen, kampfbewährten Schaaren,

Du wollt'st die Waffenbrüderschaft bewahren,
Um stark zu sein gen Tücke und gen Trug.
D'rum Heil den Helden, die durch Kampf dich stählten,
Die Staaten dein durch Bruderblut vermählten!

In Union: Strength—so hast du's stets gehalten,
Und Stern an Stern ging auf im blauen Zelt.
Heut' stehst du da, ein Wunder aller Welt,
Mit deinen treuen Kämpen, jenen Alten!
Noch herrlicher wird sich dein Glanz entfalten,
Wenn jene Hand, die die Standarte hält,
Treu bleibt den alten, freiheitlichen Rechten,
Und Freie wirbt aus Sklaven und aus Knechten.

Frei bleibe stets—mach' frei, was noch gefangen,
Und fördere, was edelt und was hebt,
Nach Menschenrecht und Menschenwürde strebt
Die neue Zeit—das Licht ist aufgegangen.
D'rum lasse dir nicht grauen und nicht bangen,
So lang' in uns der Väter Geist noch lebt:
Wird "Liberty" an jene blut'gen Bahnen
Der Väter—stets die freien Enkel mahnen.



Die Feuerprobe der Nordstaaten.

1861—1864.

Heran zur Fahne, Männer! Eilt, Ihr Freien!
Es zieht die Kriegsfurie durch das Land!
Schon ist „Fort Sumter" in des Feindes Hand,
Und furchtbar speit er Tod in uns're Reihen.
Darf's denn so sein? Soll er die Braut entweihen,
Die um der Väter Haupt den Lorbeer wand?
Nein, nein! Die Freiheit soll in allen Zonen
Als Göttin über allen Menschen thronen!

Wer Mensch ist, Brüder, hat auch Menschenrechte;
„Recht ist Gesetz!" Das Höchste—frei zu sein.
Es kennt der Sklave nicht den Feuerwein
Der freien Welt. Er schlürft vom Trog der Knechte.
Gab je ein Gott den Kaufbrief—ein Geschlechte,
Sei's weiß, sei's schwarz, der Sklaverei zu weih'n?
Nein! d'rum Ihr Brüder, laßt zum Kampf uns ziehen,
Für And're werbend, was uns Gott verliehen.

So klang's hindurch, durch unsers Landes Staaten:
Es war die Stimme „wahrer Menschlichkeit."
Schwer ward es uns, gen Brüder in den Streit
Zu ziehen—und zu säen blut'ge Saaten.
Doch ließt Ihr ja in Frieden Euch nicht rathen;
Ihr wähltet selbst das rothe Schlachtenkleid.
Wir war'n bereit, um „Menschenrecht" zu werben—
Ihr wolltet für der „Sklaven Knechtschaft" sterben.

Der Würfel fiel. Die hehren Sternenfahnen,
Mit Nord= und Süden's Bruderblut getränkt,
Hast, Lincoln, Du, mit starker Hand gelenkt
Von Sieg zu Sieg auf allen Schlachtenbahnen.
Es fiel auf Dich der Mantel Deiner Ahnen!
Du hast der Sklaven Kettenjoch gesprengt.
Und sind auch Viele in dem Kampf geblieben,
Die Namen steh'n in gold'ner Schrift geschrieben.

In gold'ner Schrift—die Blätter der Geschichte,
Sie sagen's uns, was Ihr mit Blut erkauft,
Daß Ihr ein Volk zur Freiheit umgetauft—
Rühmt, Sänger, es—verkündet's ihr, Gedichte!
Und nun geht mild mit Denen zu Gerichte,
Die einst mit uns um Preis und Sieg gerauft.
Wir sind ja „eins“ nun—laßt uns denn verzeihen
Und „einig“ stets die Hand zum Frieden leihen!



Weltausstellungs-Memorien.

Chicago, 1893.

I.

Völkerversöhnung.

Dort, wo der Michigan mit seinen Wellen
Die Brust der Königin des Westens küßt,
Dort, wo in Kunstmuseen, auf Schaugerüst
Die Völker sich zum edlen Wettstreit stellen,
Dort, wo des Menschen Gottheit wirkt und webt
In allem „Großen,“ „Herrlichen“ und „Schönen,“
Ihr Geisteshauch den Stoff, die Form belebt
Und in dem Meer von süß-harmon'schen Tönen
Die Menschenbrust in hoher Lust sich hebt,
Dort sollten Völker friedlich sich versöhnen.

Doch während da im friedlich, schönen Wirren
Intelligenz die Völkerschaften eint,
Raunt in der Ferne man von Waffenklirren,
Von Blut und Krieg, und rüstet für den Feind.
An Mordmaschinen eifrig plant und sinnt
Der Menschengeist im Sold der Diktatoren;
Erlaubter Mord?—Ja, ja, ihr großen Thoren,
Das sind die Fäden, die ihr webt und spinnt!
Und wenn das Mark, das Blut des Volks verrinnt,
Sagt ihr: „Sie sind zum Aderlaß geboren.“

Wann kommt die Zeit, wo wie am Völkerfeste,
E i n Freundschaftsband die g a n z e n Völker eint?
Der Bruderliebe Sonne wärmend scheint,
Uud wo der Friedlichste—der Größte, Beste?
Wo nicht für Geld der Große Recht sich kauft,
Wo Fleiß und Treue Paradiese bauen—
Wo nicht mit Blut man mehr die Völker tauft,
Und nicht mehr Furien wüthen durch die Gauen,
Und nicht wie Bestien mehr die Menschheit rauft?
Wann darfst Du, Herz, die Zeit, die gold'ne, schauen?

O, brecht euch Bahn, Universalgedanken!
Ihr Brüder, nehmt sie auf und tragt sie fort
Von Land zu Land, in geistdurchglühtem Wort.
Wird nicht die Zeit, die Nachwelt wird's euch danken.
Wohl Dir, Geschlecht, ob dem der Morgenstrahl
Der Völkereinheit und des Friedens lächelt,
Auf hoher Warte, wie im tiefsten Thal
Die reine Luft allgüt'ger Freiheit fächelt.
Mög' denn durch hohes Streben, männlich Ringen
Das Friedenswerk, das herrliche, g e l i n g e n.

* * *

II.

Zum deutschen Tag. 15. Juni, 1893.

Du deutsches Volk im freiesten der Lande,
In dem sich Kraft mit hohem Streben paart,
Das Du so treu gehütet und gewahrt
Die Flamme, die in deinem Herzen brannte,
Im neuen Land die alte Eigenart:
Dich grüß' ich froh am großen Völkerfeste,
Das hehr des Staates Metropole schmückt,
In der vom Guten nur das Höchste, Beste,
Das Sonnenauge der Cultur erblickt.

Du deutsches Volk, das du mit Pflug und Spaten
Die Wildniß dir zum Garten umgebaut—
D'rauf nun herab des Himmels Segen thaut!
Im Wollen stark, und mächtig in den Thaten
Und treu der Sitte und dem deutschen Laut:
Auf! eil' herzu und schau, ob wir mit nichten,
Des alten Vaterlandes Lob erhöh'n,
Ob nicht mit Recht in Liedern und Gedichten
Columbia treu—wir doch zu Deutschland steh'n?

Sag', wer vermag es, das Verdienst zu messen,
Das deutsch Geblüt im Wettbewerb errang?
Ich müßt', was heilig mir mein Leben lang,
Ich müßt' das treue, deutsche Herz vergessen,
Das blutend stets nach hohen Zielen rang,
Wollt' zu den Nörglern ich, den feigen, stehen,

Die hier im freien Land so weit gedieh'n,
Daß Alles, was sie nicht im Beutel sehen,
Gemein und schmutzig in den Koth hinzieh'n.

Es gibt wohl, leider, vieles solch' Gelichter,
Das nur nach Yankee Art noch tanzt nnd springt,
Das nicht mehr wie die Mutter spricht und singt,
Und sich den Brüdern aufhalst als ihr Richter
Und mit den Heuchlern im Geheimen trinkt;
Schmach euch, ihr abgefall'nen Stammsgenossen,
Die drüben ihr den Stab des Bettlers trugt,
Und hier, vom Sonnenlicht des Glücks umflossen,
Das deutsche Wort, die deutsche Art verflucht.

Ihr solltet an der großen Völkermesse,
Verräthern gleich, am off'nen Pranger steh'n,
Die Stirne mit der Klageschrift verseh'n:
Das sind die Memmen, welche dein vergessen,
Germania, die Kinder, die dich schmäh'n.
Und wenn um euch die deutschen Lieder rauschen,
Und deutsche Geistesblitze euch umsprüh'n,
Und treue Herzen liebend Grüße tauschen,
Dann sollt vor Scham im tiefsten „Roth" ihr glüh'n.

Doch wenn die Herzen stürmisch höher schlagen,
Als wie ein Puls, vom deutschen Geist durchweht,
Wenn kraftgeschwellt das große Volksgebet,
„Die Wacht am Rhein," hin durch die Luft getragen,
Dem Richter gleich, vor eu'ren Herzen steht—

Dann kehret um und gebt das Herz uns wieder,
Und stellt euch nicht mehr fremd dem eig'nen Nest,
Und feiert bei den Klängen deutscher Lieder,
Bei Lieb' und Wein, Columbia's deutsches Fest!

III.

Im Schweizer-Panorama.

Ich hab' das Schweizerland geseh'n,
  Das vielbesung'ne, schöne!
Ich durft' auf Fels und Matten steh'n,
  Und hörte Alphorntöne.
Weiß leuchteten Schneekuppen her
  Aus Bergeskettenlängen;
Schwarz hing's Gestein, so plump und schwer,
  An jähen Felsenhängen.
O, Schweizerland, o, Alpenland,
Dich grüß' ich froh mit Herz und Hand!

Ich sah zu Thal die Gletscher geh'n
  Mit hellem Wellenschäumen;
Ich schaut' hinab auf Thal und See'n
  Im Schmuck von Blüthenbäumen.
Von steiler Felswand stürzt mit Wuth
  Herab des Staubbachs reiß'nde Fluth.
O, Schweizerland, mit Berg und See'n,
Wie bist Du schön, wie wunderschön!

Und auf der Alp, im Mattengrün,
Bei süßem Herdenklingen,
Sah froh ich Senn und Senn'rin zieh'n
Und Alpenlieder singen.
Das drang mir tief in's Herz hinein—
Ich stand gerührt und lauschte,
Wie's süß und ernst dort vom Gestein
Zu mir herüberrauschte:
O, Schweizerland, o, Heimathland,
Dich grüß' ich froh mit Herz und Hand!

Und in dem Thal, die Hütten klein,
Wie sie da friedlich lagen;
Und bied're Herzen wohnen d'rein,
Die warm und edel schlagen.
Dort hat noch nicht die wilde „Sucht"
Nach Goldgewinnst, dem schnöden,
Die fromme alte Art verflucht—
Um Geist und Herz zu tödten.
Dich freies Volk, dich bied'ren Geist,
Mein Schweizerlied, mein frohes, preist!

Ein Herzensgruß der schönen Schweiz,
Den Thälern und den Höhen!
Und hab' ich eu'ren holden Reiz
Im Bild auch nur gesehen—
Wurd' doch das Herz mir weit und groß
Beim sinnigen Beschauen.

Und eine Thräne rann sich los—
Sie galt den Schweizergauen.
O, Schweizerland, o, Alpenland,
Dich grüß' ich froh mit Herz und Hand!

IV.

Im moorischen Palaste.

This is indeed Manola!
So hör' ich Euch immer noch singen.
This is indeed Manola!—
Es will und will nicht verklingen.
Ich glaube, Ihr habt's in die Seele
Mir unverwischbar gewoben:
Das Bild der Manola, der Holden—
D'rum will ich im Liede sie loben.

„Wie sprüh'n vom Feuer der Augen
„Hellflammende, liebliche Blicke!
„In's Meer der Liebe sich tauchen—
„Ist hohes, ist seliges Glücke!"
So drang's durch die Halle, die große,
Melodisch im höheren Chor—
Ihr zaubert Manola, die Rose,
Im wirbelnden Tonspiel mir vor!

Nach Osten, o wehet, ihr Winde,
Mir Grüße zur Freundin, der holden,
Und sagt's dem rumänischen Kinde:
Ihr habe mein Sinnen gegolten—
Die Thränen, die über die Wangen
Sich bei Eu'rem Lied mir ergossen,
Die Klage, die still aus der bangen
Brust in Eu're Lieder geflossen!

* * *

Ich werde Euch nimmer vergessen,
Euch Mädchen, so hold und so schlicht!
Die Zeit, die bei Euch ich gesessen,
Die schöne—sie reuet mich nicht.
Ihr machtet die Seele mir trunken
Von süßer, hochseliger Lust—
Es fühlt' in sich selber versunken
Den Himmel die bebende Brust!

Lebt wohl denn, und wenn Ihr Manola
Im heimischen Lande einst schaut,
O, grüßt mir, o, grüßt mir Manola,
Des Orients liebliche Braut.
Und sagt von dem westlichen Sohne,
Der gern ihr in's Aug' hätt' geschaut,
Und gerne geküßt sie, Manola,
Die schöne, die liebliche Braut!

V.

Im deutschen Dorf.

„Die Wacht am Rhein!“ wie voll es klang,
Wie tief es mir zu Herzen drang!
Ich sang's ja selbst am deutschen Rhein:
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“
Ich trug es tief in meiner Brust,
Ich blieb mir seiner stets bewußt.
Mein Vaterland, bei „deutschem“ Wein
Träumt' ich von Dir—gedacht' ich Dein!

Ich dachte Dein, als frisch und frank,
Im Waffenrocke schmuck und blank,
Ich Deine Garden kommen sah—
Die Söhne der Germania!
Ha! Männer da—von Kopf zu Fuß
Nach einer Form, aus einem Guß,
Mit off'nem Herzen, treuem Sinn,
Und Muth und Thatkraft wohnen d'rin!

Ich habe froh und still gelauscht,
Wie's durch die Abendluft gerauscht—
Bald war's ein Lied von Blut und Erz,
Bald drang's wie Heimweh mir an's Herz,
Dann plötzlich dröhnt's wie Donnersroll'n,
Wie Sturmgetös und Schlachtengroll'n—
Und Siegesjubel folgt darauf!
Und süß harmonisch löst' sich's auf!

Ich dachte Dein, Germania,
Als ich das alte Banner sah!
Darunter spielte ich als Kind
In Frühlingslüften lau und lind.
Soldat wollt' sein ein jeder Knab',
Man sah's den „Alten" pfiffig ab—
Ritt's Holzpferd und trug's Fähnelein,
Sang: „Vataland mag huhig tein!"

Man wuchs heran, man ging hinaus
Aus treuer Eltern liebem Haus—
Es trieb den Jüngling ohne Ruh'
Der Ferne und der Fremde zu.
Da, wo man anders spricht und singt,
Wo's nicht so traulich mehr erklingt
Das deutsche Lied, das deutsche Wort,
Wie in der Heimath Gauen dort.

„Doch hat im Herzen man's verwahrt
„Das „Muttererbstück" eig'ner Art,
„Die „Sprache" und die „Sitte" traut,
„Den deutschen Sang, den deutschen Laut."
Und klingt heran von ungefähr
Ein Heimathlied so lieb und hehr,
Dann wacht die Kindheit wieder auf—
Die alte Liebe steigt herauf!

* * *

VI.

Noch wirbelt's mir in allen Nervgeweben,
Noch fühl' ich stürmisch alle Pulse schlagen,
In's Zauberreich mich träumend hingetragen,
Wo formgestaltet selbst die Steine leben.
Wo Göttern gleich der Menschengeist erschafft
Und die Triumphe seines Ringens feiert,
Wo der Natur geheimnißvolle Kraft
Zum Dienst der Welt er kühnen Griffs entschleiert.

Ein Zauberreich, ein Wundergarten schien
Mir jener Schauplatz an Chicago's Busen,
Dem Menschengeist und Kraft und weise Musen
Den höchsten Glanz der Weltcultur verlieh'n.
Hier ist so wahr der Himmel ausgegossen,
Als in der Menschenbrust der Gottgeist lebet;
Hier hat er sich, dem eig'nen Quell entflossen,
Durch Menschenhand in Welt und Zeit gewebet.

Das zeigen die Paläste, jene schlanken,
Wie sie sich frank und frei gen Himmel recken,
Der Vorzeit Wildniß und Moraste decken
Sie, der Cultur verkörperte Gedanken.
Ein Riesenwerk, wie kein's die Welt geseh'n,
Ein Zeugniß, daß, wo Geist und Kraft sich einen,
Noch Wunder in der Menschenwelt gescheh'n,
In denen „Erdensöhne“ „Götter“ scheinen.

Und in den Hallen, welch' ein bunt' Gemisch!
Vom Guten nur das Herrlichste und Beste.
Da sitzen sie am großen Völkertisch
Zum Wettbewerb kommen die fremden Gäste.
Da hab' ich denn die Weltenuhr gesehen,
Und habe sinnend ihren Gang begleitet,
Und meinem Herzen hat es Freud' bereitet:
Ich sah sie immer, immer vorwärts gehen.

Ich fand auch Dich, mein deutsches Vaterland,
So reich geschmückt mit hohen Siegesehren!
Und als ich bei der alten Fahne stand,
Wurd' ich zum Kind: konnt' nicht die Thränen wehren.
Es leuchteten bis tief in's Herz hinein
Mir Deine Farben, theures Lieb—und drinnen
Da fing Erinn'rung an, zum deutschen Rhein,
Der Heimath zu, Gedanken sich zu spinnen.

Und als ich erst, beim deutschen Liederklang
In Lust zerflossen, mich hinüber träumte,
Im Bruderkreis der volle Becher schäumte,
Und aufwärts sich die frohe Seele schwang—
Da lernte wieder voll ich selbst mich achten,
Und schwur es mir beim deutschen Lied und Wein:
In Wort und That, im Streben und im Trachten
Columbia treu—stets deutschen Sinns zu sein!

* * *

Lebt wohl, Ihr Brüder, Stammgenossen, lieben!
Grüßt mir die Heimath, wenn zurück Ihr zieht,
Sagt, daß noch warm das deutsche Herze glüht;
Daß, fern der Heimath, es doch deutsch geblieben!
Grüßt mir den Eichenwald, den deutschen Rhein,
Und Flur und Feld, da wir als Kinder spielten,
Und auch die alte Burg, den „grauen Stein,“
D'rauf, nach Studentenart, Commers wir hielten.

Lebt wohl, Ihr Völker, die am Wettstreit Ihr
Betheiligt Euch mit Eu'rer Söhne Besten!
O, bleib' es stets uns heilig, das Panier
Der Menschlichkeit, zu ferner'n Friedensfesten!
Tragt Friedenssaaten treulich denn hinaus,
Und bauet an der Liebe hohem Tempel—
Denn Liebe ist der Gottheit wahrer Stempel:
Sie gießt den Himmel auf die Erde aus!



Zum Sängerfest in Highland.

19. und 20. Mai, 1894.

I.

Fest-Prolog.

1. Tagwacht.

Kanonendonner . . . . Trommelschlag!
Salve—Du, herrlicher Maientag!
Bürger, heraus! Bürger, heran!
Es bricht das Fest, das herrliche, an.
„Rum-bi-di-bum“— die Tagwacht zieht um.
Wie's zuckt in den Nerven, welch' stürmisches Drängen:
Es duldet der Geist kein „Engen,“ kein „Zwängen,“
Es wogt wie ein Meer die Liebe und Lust
Bewegt durch die freudetrunkene Brust.
Frei' Wort—froh' Lied! schallet und zieh't
Hindurch durch die Lüfte, hinein in die Seelen,
Der Freiheit, dem Frohsinn, uns heut' zu vermählen.
Den Memmen, den Heuchlern, ein männiglich Trotzen,
Verachtung, Triumph ob Philistern und Protzen.
Heut' redet der Geist, der deutsche, der freie,
Das Zeugniß der Freiheit in höherer Weihe.
Sänger und Bürger, heraus, heran!
Willkommen! Das Fest, das hohe, bricht an!—
Hurrah!

2. Zum Feste.

Wo man, wie hier, geschaart um Sängerfahnen,
Die höchsten Güter deutschen Geistes feiert—
Wo sich die Musenwelt uns frei entschleiert,
An's Ideal des Schönen uns zu mahnen;
Wo, treu der Sitte und dem Laut der Ahnen,
Man neu die Lieb' zum deutschen Lied betheuert;
Wo alles Guten helle Quellen fließen—
Da ziemt sich's wohl aus tiefster Brust zu grüßen:
Glück auf!

Glück auf! so grüß' ich Euch, Ihr deutschen Brüder!
Willkommen hier im trauten Sängerkreise!
Heut' einen, in der alten deutschen Weise,
Wein, Lieb' und Lied auf kurze Zeit sich wieder.
O, stieg' zu uns der Geist der Väter nieder
Im Spiel der Lüfte—ungeseh'n und leise—
Den Sinn für's „Welsche" kühn uns zu verrammen,
Für deutsches Wort und Lied uns zu entflammen!

Es weht ein Wind zur Zeit durch uns're Lande—
Er wächst zum Sturm—das „Fremde" zu vernichten.
Und—o—sieh' da! der Alten Reih'n sich lichten:
Hier den Verrath des eig'nen Stamms—o Schande!
Wie thut's so noth deshalb, die alten Bande,
Den deutschen Markstein, wieder aufzurichten,
Der Wahrheit Fackel ob dem Wahn zu schwingen,
Und heiter ihm das Grablied zuzusingen!

Lasset die Heuchelei den Teufel holen!
Laßt froh zum Lied den Becher uns credenzen:
Laßt Bacchus uns, den segnenden, bekränzen—
Es mag der „Mucker" wettern oder johlen.
Wir haben uns dem großen Geist befohlen,
Deß Augen flammend auch im Becher glänzen.
Denn Geist ist Geist, ob er durch's Herz uns ziehet,
Ob in den Reben, ob im Meth er glühet!

Lasset die deutschen Männer heut' sich finden,
Laßt kernig sie vom deutschen Herzen zeugen
In Wort und Lied—daß wir uns nimmer beugen,
Wo Haß und Wahn den Geist, den freien, binden,
Daß uns mit nichten bangt vor „Vogelscheuchen,"
Die uns're heil'gen Rechte schmäh'n und schinden,
Mit Temperenz und Sabbathzwang uns foltern,
Und ungestüm von Höll' und Teufel poltern.

Hoch sollen heut' die deutschen Frauen leben!
Die guten Mütter und die led'gen Schönen!
Sind sie es nicht, die Worte uns und Töne,
Ach—zu so manchem süßen Lied gegeben?
Die uns in's Dasein holde Rosen weben,
Die mit dem Lorbeer uns die Stirne krönen:
Wenn wir den Feind der „Menschlichkeit" bezwungen,
Durch's blut'ge Spiel uns mannhaft durchgerungen?

* * *

Ich heb' den Becher hoch—laut soll es klingen:
Lied, Weib und Wein—hoch soll'n sie, Brüder, leben!
Mög' mächtig sich der deutsche Geist erheben!
Mög' deutsches Wort durch alle Herzen dringen!
Mög' deutsches Lied sich bis zum Himmel schwingen!
Mög' stets es Wein vom deutschen Rheine geben!
Mög' deutscher Sinn und Sitte niemals schwinden!
Mög' deutsche Liebe dauernd uns verbinden!
Vivat hoch!

II.

Der Lenz ist da! Wacht auf!

Der Lenz ist da! Wach' auf, Du, schöne Welt!
„Allleben" kann in seinem Gang nicht stocken—
So tönt ein Frühlingslied durch Wald und Feld,
So künden's freudig uns die Osterglocken.
Der Lenz ist da — — die Grüfte können nicht
In Nacht und Bann die Kinder Flora's halten—
Es drängt und treibt mit Macht zum Sonnenlicht,
In tausend Formen Leben zu gestalten.

Der Lenz ist da! Wach' auf, Du, Menschenbrust!
Zerbrich die Fesseln, die Dein Herz umstricken!
Hin zu den Sonnenhöh'n der Lieb' und Lust,
In's blüh'nde Reich umher sollst froh Du blicken;
Dem Vogelschlag, des Bächleins Wellenlied,
Dem Frühlingsweh'n im Baumgezweige lauschen,
Bis Dich's mit Macht zum Quell der Freude zieht
Und Deine Finger durch die Saiten rauschen.

Der Lenz ist da! Wach' auf, Du, Sängerschaar!
Zu fröhl'chen Sängerzügen—wo im Freien
Wir der Natur blum'prangenden Altar
Durch Wort und Lied zur hehrsten Stätte weihen.
Da reden Gras und Blüthe, Strauch und Baum,
Zu uns im blumenreichen Kranz der Lieder,
Und geben uns, gleich sel'ger Nächte Traum,
Die schönsten Bilder der Erinn'rung wieder.

Der Lenz ist da! Wie manches Herze klopft
Bewegt—hört es der Heimath Lieder schallen
Von Lenz und Lieb—wie manches Auge tropft:
Denkt es der Zeit, der herrlichsten von Allen,
Da's aus der Jungfrau Auge Lieb' gelesen—
Am „Wildhorn" war's, im gold'nen Abendschein.
O, sel'ge Zeit—wie bist Du schön gewesen!
O, erster Liebe hohes „Seligsein!"

Der Lenz ist da! Hat gleich ein Frost noch spät
Die jung erwachten Auen rings befallen,
Muß gleich der Lerche fröhlich Lobgebet
Mit einem bittern Klageruf verschallen—
„Es fiel ein Reif"— das Herz hat's manchmal schon
In der Enttäuschung herbem Weh gesungen;
Doch kam der Lenz, der frohe Göttersohn,
Mit seinem Füllhorn jauchzend angesprungen.

Der Lenz ist da! Es zieht der Mai bald ein!
Wohlauf, Ihr deutschen, lieben Sängerbrüder!
Es naht das Fest, da Lied und Lieb und Wein
Die deutschen Herzen sollen einen wieder.

Wacht auf, wacht auf! Bezeugt im neuen Land,
Daß deutsches Wort und Lied mit nichten schwinden,
Und daß an's alte, liebe Mutterland
Uns noch die Bande treu'ster Liebe binden!

* * *

III.

Das treue deutsche Herz.

Tief durch die Seele zittert mir ein Lied
In unvergeßlich süßem Wort und Tönen,
Wie Windesweh'n, das durch's Geäste zieht,
Wie „Schwertgeklirr" und dumpfes Donnerdröhnen!
Das ist das Lied vom treuen, deutschen Herz—
So zart, so weich in Luft und sel'gem Minnen,
Und doch so hart, so fest wie Fels und Erz,
Wenn Ernst und Trotz ihm durch die Adern rinnen.

Das deutsche Herz, wie's bieder, treu und wahr
In uns'rer Ahnen starker Brust geschlagen,
Das blutend auf der Freiheit Hochaltar
Der Opfer Höchstes williglich getragen—
Das deutsche Herz, der Edelstein so hell,
Wie strahlend keiner durch die Zeiten leuchtet—
Des Worts der Weisheit und des Liedes Quell,
Deß' Silberstrom der Erde Steppen feuchtet.

Mit Schwert und Leyer warst Du stets vertraut,
Zu zeugen für die Wahrheit und zu fechten,
Du hehrer Götter opferfreud'ge Braut!
Du, starker Hort ob heil'gen Menschenrechten!
Wo Du zum eh'rnen Tanz Dein Eisen trugst:
Da warf die Gottheit der Geschicke Loose;
Wo minnend Du der Harfe Saiten schlugst—
Reicht Amor lächelnd Dir des Preises Rose.

Das treue deutsche Herz, wie's schlägt und lebt
In seines Volkes herrlicher Geschichte,
Das seine gold'nen Fäden spinnt und webt
In Welt und Zeit, in Thaten, im Gedichte;
Das Geist und Kraft in seinem Innern eint—
Treu Mutterlaut und schlichten Volkesweisen,
Und allem „welschen" Kram und Wesen feind—
Dich, deutsches Herz, will hoch im Lied ich preisen!

Könnt' ich den Blitz Euch in die Herzen werfen,
Der mich durchzuckt beim „hohen Lied der Lieder!"
Die Freude, die mir rasend durch die Nerven
Hinwirbelt, deutsche, wack're Sängerbrüder,
Mög' sie beleben Euch mit gleicher Lust
Zum deutschen Lied vom deutschen Herz und Leben,
Dann wird der liederreichen Sängerbrust
Der wahre Impuls aller Kraft gegeben.

Du hohes Fest! „Froh' Lied und freies Wort"
Hat an die Stirn der Sänger Dir geschrieben!
O, rausch's wie Sturm hin durch die Lande fort
Hin durch die Herzen, die noch „deutsch" geblieben.

„Froh' Lied“— wohlan—aus tiefstem Busen schallt
Es da doch nur, wo jener Geist sich findet,
Der mit des „freien Wortes“ Allgewalt
Hinreißend auch den rechten Klang verbindet!

IV.

Auf, Ihr Brüder!

Mahnung der Musen an Sängerbrüder und Sangesfreunde.

Laßt die Flammen der Begeist'rung lohen,
Sängerbrüder, wackere, wohlan!
Seht—schon kommen mahnungsvoll die hohen
Musen vom Olymp mit Botschaft an.
Künden wollen sie an jedem Orte,
Daß Gesang und Poesie noch lebt,
Daß die Kraft im Lied, der Geist im Worte
Nur allein die Seelen faßt und hebt.

Kraftgeschwellte, geistdurchglühte Lieder
Fachen in den Herzen heil'ge Gluth,
Hohes Streben für das Edle wieder
Mächtig an und hohen Zeugenmuth,
Für die Freiheit männiglich zu fechten,
Treu der Liebe, die die Herzen eint;
Zorn und Fluch dem Niedrigen und Schlechten,
Und Erbarmen, wo die Armuth weint.

Da erzittern aller Herzen Nerven,
Wenn der Freiheit Sturmgesang erbraust;
Wenn wir Zorn in uns're Saiten werfen,
Daß es den Tyrannen bangt und graust.—
Auf denn, Brüder, auf und stimmt die Leyer,
Stimmt sie wohl für's große Fest im Mai—
Daß die hohe, deutsche Sangesfeier
Auch des deutschen Liedes würdig sei!

V.

Das Bundes-Sängerfest.

In Highland soll es sein!

Das that mir wohl bis tief in's Herz hinein—
Die Kunde ob der nächsten Sangesfeier:
„Sie soll bei Euch, Ihr wack'ren Schweizer, sein!"
Wohlauf denn, Brüder, stimmt zum Fest die Leyer!
Denn, wer noch glaubt an's Sängertestament,
Muß auf den Schild die alte Wahrheit schreiben:
„Wer Wein und Weib, Gesang nicht anerkennt,
Der wird ein Narr sein ganzes Leben bleiben!"

So war es immer Sängerbrüder Art—
So haben „fromm" geglaubt es stets die Alten.
Ja, wo bei Wein—Lieb und Gesang sich paart,
Da muß „Fortuna" ja das Scepter halten—



Im anmuthigen Lindenthale.

Die Sorge stirbt, die läst'ge Grille flieht,
Und Alles schwimmt in Liebe und Versöhnen,
Wenn Bruderwort und Becherklang und Lied
Vereint hin durch den Dom des Waldes tönen.

Im Waldesdom, im trauten Lindenhain,
Da sollen sich zum Fest die Gäste finden,
Wo Blümlein blühen an dem grünen Rain,
Wo's leise rauscht und flüstert in den Linden,
Als ob der Herrgott selber wohnt darin!
Ach ja, der lebt in allen Harmonieen—
Ob durch die Tiefen der Natur sie hin,
Ob durch die Menschenbrust hindurch sie ziehen.

Im Mai, im Mai—wenn's wieder knospt und blüht
Im Wiesengrunde und an Thalgeländen—
Wenn's „Röslein auf der Haide" wieder glüht,
Will Arion uns seine Jünger senden.
Dann wollen sie uns alles Maienglück
In's Herz hinein durch ihre Lieder senken,
Und unsern Geist zum Heimathland zurück,
Zur Jugendzeit mit ihren Blüthen lenken.

Zu Haus und Hof, da wir als Kind geträumt,
Zu Berg und Schlucht, zu Fels und grünen Matten,
Zum stillen Heimaththälchen, rebumsäumt,
Zum nahen Wald mit Tannenduft und Schatten.
Da ringt ein Weh sich in dem Busen los,
Und mit den Lüften zieht es still von hinnen,
Bis daß es ruht dort in der Heimath Schooß—
Und aus den Augen sucht die Thränen rinnen.

Dann soll auch sanft und stürmisch aus dem Lied
Der Wechselgang des Lebens wiederklingen,
Es soll vom Tönenmeer her in's Gemüth
Wie Wellenspiel, wie Brandungsdonner dringen;
Und soll uns stärken in dem alten Geist,
Dem biedern deutschen uns'rer sel'gen Ahnen,
Der immerdar dem Fortschritt Bahnen weist,
Und treulich zieht mit seines Volkes Fahnen.

O, Sangesfest—wie grüß' mit hoher Lust
Ich freudig Dich—das Herz will sich mir weiten!
Es schwellt ein Drängen mir die frohe Brust,
Die ganze Welt möcht' ich herzu geleiten.—
Glück auf! Glück auf! Mög' denn das Werk gedeih'n!
Es wird gedeih'n, es muß gedeih'n, Ihr Brüder!
Hoch! lebe hoch! ein jeglicher Verein!
Es leben hoch die alten deutschen Lieder!

VI.

Nachklänge.

Noch zittern Eurer Lieder süße Klänge
Im Echo mir hin durch die stille Brust—
Ach, war das schön—ach, war das Glück und Lust
Zu lauschen uns'ren alten Volksgesängen.
Noch fühl' in allen Nerven ich es drängen—
Es feuchtet sich mein Auge unbewußt,
Ihr habt mir alle Saiten angeschlagen—
So tief ergreifend—ach, ich kann's nicht sagen.

Es ist das Glück zu hoch—das ich empfunden—
Die Flamme lodert hell im Herzen fort.
Noch fass' ich nicht in würd'ge Form und Wort
Die hohe Wonne jener flücht'gen Stunden.
Noch bin zu viel ich an mich selbst gebunden,
Denn durch den Busen rauscht es fort und fort
Aus Eu'ren Liedes silberlichten Quellen—
Die Pulse hämmern mir, die Adern schwellen.

„Warum wohl?“ fragt Ihr—ach, Ihr lebt darinnen
Ihr Sänger, die Ihr uns die Ehre gab't—
Mit süßen Harmonieen uns gelabt—
Ob's klang wie Donner, ob wie sel'ges Minnen.
Nur allzu früh zog't Ihr hinweg von hinnen.
Doch seid gewiß, was Ihr geschenkt uns hab't
Im deutschen Lied—fort wird's im Herzen leben,
Ihr hab't die Herzen, hab't Euch selbst gegeben.



Sing' mir das alte Lied!

An L.

I.

Sing', Lockenköpfchen, mir mein Lieblingslied!
Du singst's so lieb, so wunderbar,
Das Lied von jener „schönen, sel'gen Zeit"—
„Von jenem Sonntag hell und klar!"

Sing', Lockenköpfchen, sing' mir immer zu
Von jener Zeit, die, ach, so selig war!
Im Garten saßen traulich ich und Du—
Sing' mir vom schönsten Tag im Jahr!

Sing', Lockenköpfchen—ach, die Zeit entflieht!
Laß sie uns nützen liebend immerdar.
Uns sei ein jeder Tag ein neues Lied—
Ein neuer, sel'ger Tag im Jahr!

II.

Liebchen, sieh', die Sterne winken
Uns hinaus—komm', laß uns geh'n!
Laß ihr „Blinzeln" und ihr „Blinken"
Uns nun mit Verständniß seh'n.

Weißt Du, was sie wollen sagen
Dir und mir mit holdem Schein?
„Wandellos, wie unser Leuchten,
„Soll auch Eu're Liebe sein!"

III.

Wie warst Du schön, Du sonn'ger Julitag!
Dein könnt' ich bis zum Tode nie vergessen,
Im gold'nen Scheine lagen Feld und Hag—
Zwielicht umwob den Platz, da wir gesessen.

Durch Tannenkronen flimmerte das Gold
Der Sonne Dir auf Deine dunk'len Locken,
D'raus schautest Du mich an so lieb, so hold—
Vor Deinem Blick fühlt' ich die Sprache stocken.

Ich las Dir vor so manches liebe Lied,
In dem ich Deine Liebe eingeschlossen—
Wie frischer Morgenthau auf's weh'nde Ried
Sind meine Lieder Dir in's Herz geflossen.

Du sah'st mir tief in's Aug' und auf den Mund,
Wenn Du vernahmst der Stimme leises Beben—
Als wolltest Du aus meines Herzens Grund
Magnet'schen Blickes alle Schätze heben.

Und was Du sprach'st, es war mir Trost, ich sag'
Es Dir—und Niemand könnt' ihn sonst mir geben.
O, gold'ner, sel'ger Juli-Nachmittag—
Wann kehrst Du wieder meinem armen Leben?

IV.

In's Schifflein gingen wir Beide,
Und fuhren hinaus auf den See,
D'raus stiegen im Nebelkleide
Nachtgeister in die Höh'.

Sie spielten um's Schifflein und küßten
Im Spiele auch Dich und mich—
Als ob das Geheimniß sie wüßten,
Und freuten sich inniglich.

Die Sterne glänzten wider
Im Wasser um's Schifflein her,
Und flüsternde Wellenlieder
Umklangen sie süß und hehr.

Und selbst der alte Geselle,
Der Mond, er schaute hinein—
Die sternbeglänzte Welle
Malt' er mit Silberschein.

Ringsum uns sank das Schweigen
Herab so feierlich, sacht—
Wie warst Du so zaub'risch eigen,
Du wonnige Juli-Nacht!

Wie waren so voll der Wonne
Uns, Liebchen, Herz und Brust!
O, Julitag, voll Sonne—
O, Nacht, voll seeligster Lust.

Yours Forever, L!

I.

Es sprach's Dein Mund so freudig aus,
Und zitternd schrieb mir's Deine Hand.
Ach, Liebchen, sag', was wird noch d'raus,
Hält Deine Liebe Stand?

Du gabst mir Deinen Schwur, mein Lieb:
„Für ewig bin und bleib' ich Dein!"
Wie könnt' ich anders denn als ganz
Nun meines Liebchens sein?

II.

Sinkt auch hinab in's Meer der Zeit
Allmählich Stunde, Tag und Jahr—
Der Liebe Glück und Seligkeit
Bleibt, Lieb, uns immerdar!

So lange dies mein Herz noch schlägt
Bis hin, wo einst mein Auge bricht,
Bis man zur letzten Ruh' mich trägt—
Vergeß ich Deiner nicht!



Für mich blüh'n keine Rosen!

Für mich blüh'n keine Rosen—
Von Dornen scharf—gequält,
Bin ich dem „Freudenlosen"
Von dem Geschick vermählt.

Für mich glüh'n keine Sterne
Und keine Sonne lacht—
Dem Strahl des Glückes ferne
Durchwand're ich die „Nacht."

Für mich lebt keine Liebe
In dieser weiten Welt—
Dem Leid bin ich verschrieben
Und ewig zugesellt.—

* * *

Du nahmst mir Sonne und Sterne
Und Rosen und Liebe und Lust,
Du mit den schönen Augen
Und dem falschen Herz' in der Brust.



Den Orthodoxen.

So! Ihr zählt mich zu den Spöttern,
Und straft mich mit Fluch und Bann,
Weil ich Menschen nicht vergöttern
Und Gott nicht vermenscheln kann?

Immerzu! Nach Fortschritt ringet
Dennoch uns're Brüder Schaar.
Immerzu! Zur Freiheit dringet
Dennoch der bekämpfte Aar.

Formenthum muß unterliegen
Wo der Geist der Freiheit weht.
Geist ist Gott! dies Wort muß siegen,
Ob's auch gleich verachtet steht!



Gruß an das geeinte Vaterland.

Zum 25jährigen Reichsjubiläum.

Mein deutsches Land, wie hab' voll Stolz und Glück
Ich Dein gedacht in diesen Jubeltagen!
Wie hat mein Herz so voll, so laut geschlagen
Im Schau'n auf Deine „größte Zeit" zurück,
Da durch die Eichen-, durch die Buchenhaine
Wie Sturm und Wetterbrausen hin es fuhr—
Das Lied—wie Donnerroll'n durch die Natur—
„Fest steht und treu die deutsche Wacht am Rheine!"

Gewitterschwanger hing ob Welt und Zeit
Das Sturmgewölk ob Deutschland's freien Gauen—
Der welsche Nachbar schlug mit Eisenklauen
Noch unserm Aar und forderte zum Streit.
Auf zum Gewölk hin, über Berg und Thale,
Mit starkem Flügelschlag stieg er hinauf—
Mit gellem Ruf—da wachte Deutschland auf
Und zog zum Rhein, mit seinem Schlachtenstahle!

Und wie es westwärts zog mit Kraft und Erz,
Da zog auch mit das dunkle Hochgewitter—
Die Blitze flammten, deutsche Eisensplitter
Sie drangen tief hinein, in's welsche Herz.

Und ob auch wacker sich der Feind geschlagen,
Er brach zusammen vor dem deutschen Aar,
Der das Diktat der starken Waffenschaar
Auf eh'rnen Flügeln nach Paris getragen.

Ich denke Deiner Kämpfe, Vaterland!
Ich freu' mich Deiner Siege in der Ferne!
Und in dem Glanze Deiner Fürstensterne,
Im Ringe, der zur Einheit Dich verband—
Da sehe leuchten ich gleich als Juwelen
Die Stämme, die, wie einst, voll Kraft und Erz,
In allen schlägt —„das treue deutsche Herz"—
So, Deutschland, kann Dir Glück und Heil nicht fehlen!



Sturmeswüthen.

Anlässlich des Tornados in St. Louis am 27. Mai, 1896.

1. Vor dem Sturm.

Schwül ist der Tag! Nach Kühlung schaut und sucht
So Mancher in des Tagwerks Müh'n und Lasten.
Schweißtriefenden Gesichts im Schatten rasten,
Die nicht zum Frohn von dem Geschick gebucht.
Sie selbst, die Glücklichen, die müß'ger Hand
In allem Comfort ihres Leibes pflegen,
Sie klagen murrend ob dem läst'gen Stand—
Nach Lind'rung fragen sie und frischem Regen:
„Wann fächelt Kühlung um die heiße Stirn?
„Läßt sich am Himmel noch kein Wölkchen blicken?
„Erfrischung uns, und Labe zuzuschicken
„Dem matten Körper, dem erschlafften Hirn?"

Seh't da! am Horizont fängt's an zu dunkeln.
Ja—endlich ziehet ein Gewölk herauf!
Jetzt ballt es sich im leichten Flug zuhauf—
Nun leuchtet's drinnen, wie wenn Blitze funkeln.
„Gib, Himmel, denn Erfrischung Du den Auen!
„Bewahre Leib und Gut vor Feuerstrahl!
„Behüte Du uns gnädig allzumal—
„Dir sollen wir, Dir wollen wir vertrauen!"

2. Sturm.

Was rollet, was tost von der Ferne daher?
Ein wirbelnder Sturmball im Wolkenmeer!
Horch da! wie es rauschet, wie's donnert und kracht!
Da vornen gelbgrünlich—dort schwarz wie die Nacht!
„Auf! rettet, wer immer noch kann, Weib und Kind!
„Sucht Bergung in Kellern—eilt, eilet geschwind!"—
So klang es von Lippen, erbleicht wie im Tod;
So drang's durch die Gassen in schrecklicher Noth.

Und als kaum die Warnung den Lippen entfloh'n,
Da prasselt's und donnert's die Straßen längs schon.
Die Herzen erzittern — — — — — — — — — — —
Ein Bersten—ein Splittern—
Ein Rasseln und Klirren—
Ein Heulen und Schwirren— —
Ein dumpfes Getöse—wie Blitz ein Zerschmettern!
Dann Stöhnen und Wimmern durch grausiges Wettern!
Ruinen und Trümmer—Vernichtung und Tod—
Ein Bild des Entsetzens—ein Schauplatz der Noth!!!

Nun, sieh' da! Was füllet mit Rauch so die Luft?
Da brennt's in den Trümmern aus schrecklicher Gruft!
Wer, furchtbar zerstümmelt, nach Rettung noch blickt,
Wird, flammenumzüngelt, in Qualmen erstickt.
Und über Ruinen—mich dünkt's schier ein Spott—
Erbarm't ob der Noth sich kein himmlischer Gott!
Da ringen die Menschen dem gräßlichen Grab
Mit thränenden Augen die Todten noch ab.

Da liegen sie Alle, vom Kinde zum Greis—
Im lockigen Goldhaar—im „silbernen Weiß."
Und hier, ach, daß sich doch der Himmel erbarm'!
Hält todt—noch die Mutter den Säugling im Arm.
Dort röchelt die Ahne—den Körper verdreht
Von Balken, zerquetscht schier, ihr Sterbegebet.
Und schaurig beleuchtet das flammende Licht
Der Todten, der Sterbenden bleiches Gesicht.

Und nieder zur Erde steigt dunkele Nacht.
Es irren die Menschen auf ruh'loser Jagd.
Die Rufe nach Vater, nach Mutter und Kind
Zieh'n schauernd durch's Dunkel—verwehen im Wind.
Da schallt's durch die Nachtluft im wildesten Schmerz
Man fand das Gesuchte—ein sterbendes Herz.
Es ringt, nah' den Trümmern, auf wucherndem Moos,
Der Geist vom verstümmelten Körper sich los.

3. Nach dem Sturm.

Es dämmert der Morgen, es grüßet das Licht—
Doch grüßt es wie gestern die Bürgerschaft nicht.
Da klangen noch lieblich die Glocken vom Thurm—
Da dachte noch Niemand an Wetter und Sturm—
Da strahlten die Fenster in purpurnem „Roth"—
Da—träumte noch Niemand von Schrecken und Tod.
Und nun liegt in Trümmern, was gestern noch war—
Er kreist um die Blutstatt der gierige Aar!

Gestürzt sind die Thürme, die gestern noch schlank
Zum Himmel sich streckten, so frei und so frank.
Gestürzt die Kapellen, da Gott selbst gethront,
Gestürzet die Häuser, da Gläub'ge gewohnt.
Vernichtet die Bauten, d'rin Reiche gepraßt,
Die Hütten der Armen, verachtet—gehaßt!
Vom Tode verschlungen der Freund wie der Feind
Der himmlischen Götter—im Grabe vereint.

O, dienende Liebe, o, eile herzu,
O, rettende Liebe, die Gottheit bist Du!
Komm', segne, wo immer die Noth sich Dir zeigt—
Du, Du bist's, die Balsam und Tröstung uns reicht!
Es greift durch die Wolken kein göttlicher Held—
Die Liebe, die Liebe, ist Göttin der Welt!
So scheuche das Leid denn und wehre dem Graus,
Und gieße den Himmel der Liebe Du aus!— —



Nothschrei!

Speziell der Hl. Geist-Gemeinde und dem Deutschthum von St. Louis im Allgemeinen gewidmet.

Du, dessen Aug' die Noth der Zeit sah bitten
Um Mitleid und Erbarmen—trüben Blicks;
Du, dessen Fuß ob Trümmern hingeschritten—
Den Resten eines jäh zerstörten Glücks;
Du, dessen Herze tiefes Weh' durchschnitten
Am Schauplatz unbegreiflichen Geschicks;
Du, der Du wohl und unversehrt geblieben—
Du seist von mir in's Buch der Schuld geschrieben.

Nicht hast Du Schuld—an jenem grausen Wüthen
Der wild entfesselten Naturgewalt—
Nicht an dem Tode früher Lebensblüthen,
Von deren Lippen Unschuld noch gelallt.
Wer konnte auch die treu'sten Lieben hüten?
Sie, deren Hülfruf in der Luft verhallt?
Als unter Sturmeswucht die Wände krachten
Und ob dem grausen Spiel Dämonen lachten?

Nein! daran, Herze, konntest Du nichts ändern;
Wo's kam—da traf's, Verderben bringend schwer,
Ein Traueraft, mit breiten, schwarzen Rändern—
Was zürntet ihr Gewalten auch so sehr?

Es drang der Nothschrei zu den fernsten Ländern.
Doch Ihr—Ihr reichen Bürger ringsumher,
Euch fleht zunächst die Bitte: Menschenkindern
Des gleichen Stammes ihre Noth zu lindern.

Kannst herzlos Du den armen Bruder schauen,
Des Allernöthigsten beraubt und bar?
Hier bleiche Waisen—dort hilflose Frauen
Mit vor Verzweiflung wild zerrauftem Haar?
Würd' aus dem Herzen Mitleid Dir nicht thauen,
O, Gott! es wär' Dein Wort dann nimmer wahr:
„Daß, göttlichen Geschlechts, wir Dir entsprossen,
„Daß sich auf uns Dein Gottgeist ausgegossen!"

Ich tauche in mein Herzblut meine Feder,
Ich tauche sie in der Zerquetschten Blut—
Und schreib' damit den letzten Wunsch der Beter,
Der längst verweht in wilder Sturmeswuth;
Und sei's auch gleich ein mit dem Sturm Verwehter,
Ich sprech' ihn aus mit tiefer, inn'rer Gluth:
„Vergeßt der Uns'ren nicht, der Wittwen, Waisen,
„Sie machten unsern Kampf zum doppelt heißen!"

Ich schlage meine Leyer, bis sie springen
Die oft in Leid und Lust gerührten Saiten;
Bis ich es hör' vielzählig wiederklingen
In Euch, mein Lied, mein Thränenlied der Leiden.
Bis sich des Mitleids Engel niederschwingen
Und Euch zur Freudigkeit des Gebens leiten.
Dann soll die Harfe mein, austönend, schweigen
Und sich vor Eu'rer Liebe dankend neigen.

Wohlauf, mein Volk! Gemeinde, deutsche, freie
Von allem Wahn, fruchtlosen Frömmeln los,
Dich rühre heil'gen Geistes ernste Weihe—
Erhebe Dich, Volk Gottes, stark und groß!
Daß Niemand Dich des feilen Geizens zeihe,
Mach' Dich von Kleinlichkeit und Selbstsucht los,
Und hab' ein Herze—habe voll Erbarmen
Mit Deinen Brüdern, den betrübten Armen.—



Das alte und das neue Gotteshaus.

Der Hl. Geist=Gemeinde zum 10. November 1895 gewidmet.

Verlassen stehst Du, altes Gotteshaus!
Ehrwürd'ger Markstein deutscher Protestanten!
So manch' Jahrzehnt strömten hier ein und aus,
Die frei zu Licht und Fortschritt sich bekannten.
Die gram und feind dem Pharisäerthum
Getrotzt, gewehrt reaktionären Wettern—
Und die gezeugt für's freie Christenthum
In Geist und Kraft, und nicht in todten Lettern.

Es galt „Vernunft“ Euch als das hellste Licht,
Viel strahlender als der Altäre Kerzen,
Sie beugte hier dem Buchstaben sich nicht—
An Pflicht und Recht allein band sie die Herzen.
Erfaßt, durchflammt von hohem heil’gen Geist
Für’s wahrhaft „Schöne,“ ewig „Gute,“ „Wahre,“
Hat hier der Gottheit freie Kraft gekreist
Im Lichtflug der Gedanken—gleich dem Aare.

Ein Bollwerk—stand’st Du, alter Tempelbau,
Zwingburgen alten Wahnes gegenüber.
Betracht’ ich sinnend Dein Gewand, so grau,
Dann geh’n vor Wehmuth mir die Augen über;
Mit so viel Glück, mit so viel Leid vertraut,
Steh’n Kanzel, Taufstein und Altar da drinnen,
Von denen sich zum Herzen, still beschaut,
Erinnerungen, tausendfache spinnen.

Die Orgel schweigt, durch die einst stark und mild
Das Glück und auch das Leid hindurch gefluthet
Wie Wellenschlag, wie Donner voll und wild—
Und klagend still—wie wenn ein Herz verblutet.
Kein Predigtwort mehr durch die Kirche schallt,
Kein Loblied mehr der frohen Christenmenge—
Sie sind dahin—verklungen und verhallt—
Die Gottesworte und die Orgelklänge!

* * *

Verlassen stehst Du, altes Gotteshaus,
In's neue will man ein heut' fröhlich ziehen.
„Glückauf! Glückauf!“ Doch lasset von Euch aus
Den alten Geist, das freie Wort nicht ziehen,
Und stehet fest auf altem guten Grund,
Zu dem ja stets die „Väter“ sich bekannten—
Und bleibet in dem altbewährten Bund
Der unabhäng'gen, freien Protestanten!



Gruß dem Schillerverein!

St. Louis, Mo.

Unwandelbar im All die Sonnen kreisen
Lichtflammend ihre Bahnen durch den Raum.
An ihren Strahlen alle Wesen speisen
Frei ihre Kraft—unmerkbar wie im Traum.
Vibrirend in millionenfachen Weisen,
Löst sich ihr Strahl, der fernste Wolkensaum
Ist nur ein Thor zu endlos neuen Fernen
Von Licht durchfluthet und durcheilt von Sternen.

Unwandelbar im All die Kräfte wirken,
Die, fluthend aus der Sonne Flammenherz,
Gesetzlich gleich in allen Weltbezirken,
Zieh'n Keim und Sprossen licht- und sonnenwärts.
Was setzet Grenze ihrem Spiel und Wirken?
Nicht Raum und Zeit, nicht starrer Fels noch Erz,
Sie müssen Alles lebenswarm durchdringen,
Und so zum Weltenflug den Stoff beschwingen.

Unwandelbar auch jene Sonnen strahlen,
Die an dem Geisteshimmel stiegen auf—
Die Welt und Leben uns so golden malen,
Und deren Gruß uns höher zieht—hinauf
In's Reich des „Hehren" und des „Idealen,"
Und uns gemahnen: „Freier Geist, wach' auf!
„Und laß des Wahnes todte Götzen sinken—
„Du sollst Dich stark am Born des Lichtes trinken!"

* * *

Laßt von der Scholle, Brüder, uns erheben
Zu einer Sonne, die uns stets umkreist—
Uns Lichtgedanken lebend einzuweben:
's ist Schiller's starker, freier, deutscher Geist!
In seinem Namen hoch das Banner heben,
Ihr Brüder, wir—das Licht und Fortschritt weist!
Es führ' uns aus der Trägheit ödem Thale
Zur Sonnenhöhe Schiller's Ideale!

Was er, der deutsche Kämpe, uns errungen—
Wir wollen's wahren als das höchste Gut,
Was er der Welt in's irre Herz gesungen
Mit mark'gem Wort, mit ganzer Seele Gluth!
Der nie als Knecht der Zeit sich ausgedungen,
Der in dem Kampf für's Höchste nie geruht,
Der aus dem Volksquell schöpfte seine Dichtung—
Er sei die Sonne—unsers Strebens Richtung!



Dem New Yorker Bildhauer-Verein gewidmet.

New Yorker Künstler, moralische Herr'n,
Aesthetisch nach neu'ster Schablone!
Euch neidischen „Krämern" mit klassischem Stern
Gehört eine „lederne Krone."

Eine lederne Krone—doch besser noch wär'
Eine schellende Narrenkappe—
Dazu ein Steckenpferd von Holz,
Ein Schwert und ein Scepter von Pappe!

Und auf der Brust ein Orden von „Blech"
Kennzeichnend die Herren vom Stuhle—
Darauf eine Inschrift im grellsten „Gelb,"
„Aesthetisch—moralische Schule!"

Ihr habt Euch ja würdig dem schwarzen Troß
Germania's angeschlossen,
Kunstritter der traurigsten Gestalt,
Auf Eseln und hinkenden Rossen.

Es soll das Heine-Monument
Kein'n Platz hier unter uns finden;
Es könnte die h o c h f e i n e Moral
Des Publikums ja „schinden."

Es könnten frömmelnde Dämchen und Herr'n
Vielleicht der Gefahr sich aussetzen,
An der natürlichsten Natur
Moralisch sich zu verletzen.

Es könnten die Nixen ein Wort vielleicht
Ein Lied in Gedanken raunen—
Ein Lied von Heine, dem Widerchrist,
In seinen bedenklichsten Launen.

Vielleicht von „Wahn" und „Unnatur"
Ein Lied voll „Spott" und „Trotzen,"
Von klassisch schöner Kunst und Sculptur—
Von Größenwahn, Neid und Schmarotzen.

O, schämt Euch, „moderne moralische Herr'n!"
Mit Eu'rem f r ö m m e l n d e n N e i d e n—
Du aber, mein Deutschthum von New York,
Du—stehe bei Deinen Eiden

Mit deutschem Grolle und heiligem Zorn,
Und laß wie Donner dröhnen:
Trotz Eurem Protest soll der Loreleyborn
Das „Thor der Freiheit“ krönen.



Leb' wohl, Du Oleanderstadt!

Leb' wohl, du Oleanderstadt,
Du Paradies im Sande!
Leb' wohl, Elischen, Du gutes Kind,
Du herziges Kind „am Strande!“

Ich hab' das Bündel schon gepackt,
Nun will ich „Abschied sagen,“
Es wird mir schwer, im Herzen fühl'
Den Schmerz ich grimmig nagen.

Ich geb' nichts um den stolzen Troß,
Um die Aristokraten—
Die hat der Teufel längst geholt,
Geschmoret und gebraten.

Er hat sie gebraten in ihrem Gold,
Sie sind verbrannt und verkohlet,
Als leugnend sie den „freien Geist,"
Um's goldene Kalb gejohlet.

Sie sind vermodert in ihrem Wust,
In „kühnen" Spekulationen—
Der Dollar und die freie Lust,
Sie müssen als Herrgott thronen.

Es ist mir leid um Dich, mein Kind,
Elischen, mein Herzensengel!
Um all' die Anderen geb' ich nichts,
Die Protzen und die Bengel.

So küß mich denn und laß mich zieh'n,
Laß zieh'n mich in die Weite—
Und denk der Stunden oft und viel,
Da ich an Deiner Seite.



Auf einsamer Haide.

In fernen Westens einsam öder Steppe
Waren im Sonnenbrande wir geritten
Acht Stunden wohl, ohn' irgend welche Rast,
Wir wollten, bis der Abend Kühlung brächte,
Noch eine junge, ferne Colonie,
Ein Schweizerstädtchen, zu erreichen suchen,
Dahin uns eine wichtige Mission
Durch Prairien die Pfade suchen hieß.—
Es waren uns'rer drei—gar muntere
Und abenteuerliche Spießgesellen
Auf flinken Rossen—in dem Sattelgurt
Die Büchse—und Proviant im Säckel tragend.
Es war ein endlos, welkes Einerlei
Das Steppenland—von Sonnengluth verbrannt
Lag müd' es da, als hab' seit Jahren nicht
Es eines Frühlings Blüthenflor gesehen—
Als trauere seit grauen Zeiten schon
Es über sein verlassen ödes Selbst.
Auch nicht ein Lebewesen rührte sich
Auf oder nah dem Pfade, den wir brachen
Durch's monotone, todte Feld hindurch.
Nur hier und da schoß eine Schlange glatt
Den Pferden an den Hufen dicht vorüber
Und raschelte im dürren Gras hinweg.

* * *

Voll Sehnsucht blickten wir nach Westen hin,
Allwo schon rasch herab die Sonne sank,
Ob noch nicht Rauch aus den Kaminen uns
Die Nähe unsers Zieles kündete—
Ob noch in keinem Fenster sich das Glüh'n
Der abendlichen Sonne spiegele.— —
Nichts war zu seh'n; wir ritten fürbaß, sah'n
Uns fragend in das triefende Gesicht
Und in die Augen, die der Staub geröthet,
Ob wir vielleicht nicht gar auf falscher Bahn
Die Richtung zu weit rechts genommen hätten?
Doch änderten wir nicht den alten Curs,
Und ritten in derselben Richtung weiter.
An unsern Körpern hingen müd' und schlaff
Die Glieder; vor den Augen flimmerten
Die Aether, in spiralen Zuckungen
Die Nerven plagend in der Sommerluft.
Die Pferde senkten keuchend ihre Nacken
Und züngelten am heißen Zügeleisen,
Von Sonne brennend—ihrem Gaumen Qual.
Umsonst war unser Spähen, ob nicht Quellen
Wohl irgendwo, wenn noch so klein und kärglich,
Dem Erdreich sich, dem trockenen, erschlössen.
Ein Moses selbst wär' hier mit Zauberstab,
Mit seiner Wunderkraft, bankrott gegangen.

Wir trieben uns're Pferde stärker an.
Es quoll das Abendroth schon weit und weiter
Am fernen Abendhimmel goldig auf.

Da seh'n wir plötzlich abseits uns zur Rechten
Ein Bäumlein einsam in der weiten Steppe,
Und in dem Gipfel weht im Abendwinde
Ein weißes Fähnlein langsam hin und her.
Wir ritten im Galopp der Stelle zu.
„Wer weiß," sagt einer unserer Genossen,
„Es mag ein Weiser für den Wand'rer sein,
„Den Weg, den Ort, den wir erstreben, kündend."
„Oder," fällt hier ein Anderer in's Wort,
„Ein Nothsignal eines sich hier Verirrten,
„Der, wie wir selbst, des rechten Wegs unkundig,
„Und müd' und matt, erschöpft an Kraft und Willen,
„Vielleicht, gar krank, verzagt nach Hilfe schaut."

Wir kamen hin.— — — —
Da lag im Schatten still
Ein junger Mann, im Schlafe scheinbar ruhend.
Das Antlitz bleich—den Hut an seiner Seite—
Und in den blonden Locken spielte lind,
Nach Tagesgluth, ein leichtes Abendweh'n.
Am Baume angeknüpft an einem Strick,
Links abseits liegend, war ein Roß,
Das uns, den Fremdlingen, an einem fort
Entgegen wieherte und röchelte.—
Wir stiegen ab und traten zu ihm hin;
Wir beugten still uns, lauschend, über ihn,
Zu sehen, ob er schliefe. Ja, er schlief— —
Den ungestörten, letzten—ew'gen Schlaf!
Kein Hauch mehr überzog das Spiegelglas,

Das wir ihm prüfend vor die Lippen hielten.
Kalt war die Stirn, kalt waren Hand und Brust;
Zwiefacher Schatten hatte sie gekühlt—
Wohl kärglich der nur, den das Baumgezweig,
Doch vollends jener, den der Schattenfürst,
Der Todesengel, breitete ob ihm.—

Wir standen schweigend da, die Wimpern zuckten
Uns unablässig, Thränenperlen träufelnd
Auf's dürre Prairieland, es heil'gend, weihend,
Zu Füßen dessen, der hier litt und starb.
Wie lag er da—so friedlich; Abendgluthen
Sie malten sein Gesicht, als ob er lebe—
Als ob er, müde nur, zu kurzem Schlummer,
Zu süßer Rast, die Glieder ausgestreckt;
Als ob von Liebe er und Heimath träume,
Von Jugendglück; und gold'ne Fäden spänne
Zur Liebsten; zu der fernen Mutter hin!
Und nebend'ran sein treues, braves Roß
Nicht weit davon, des Herren Schicksal theilend—
Ein herzzerreißend, traurig Wüstenbild.

Wer ist er—woher kam er—und wohin
Stand sein Begehren? fragten still wir uns;
Wann und wie starb er, und was war der Grund?
Hat ihn ein tückisch Leiden hier befallen?
Hat ihn ein „Herzschlag" aus der Welt genommen?
Ist Hitze oder Durst er hier erlegen,
Nachdem er tagelang umhergeirrt—
Ohn' Weg und Steg zum Reiseziel zu finden?

Und als so fragten wir—fiel unser Blick
Gen jenen Baumstamm. Ungefähr sechs Fuß
In Höhe war ein Büchlein angebracht—
Ein Herz war golden auf der Deckelwand,
Darin der Name „Hugo" aufgeziert.
Mit einem Eisenstift, der durch das Herz,
Der durch den Namen Hugo durch sich grub—
War es geschehen.— — — — —

Wir nahmen zagend jenes Büchlein ab
Das wohl mit letzter Kraft—daran der Tod
Schon zehrte—er hier angeheftet,
Es vor dem todten Körper, vor Vernichtung,
Vor Todeshauch noch sorglich zu bewahren,
Als heiliges Vermächtniß denen wohl,
Die ihm gehörten, es zu übersenden
Durch jene Liebe, die ein Steppengrab
Ihm, dem Unglücklichen, allhier noch grübe;
Daselbst zu betten ihn zur süßen Ruh'
In kühler Erde mütterlichem Schooß—
Und ein „Schlafwohl," vielleicht gar ein Gebet
Mit Thränen—sinnend—ihm in's Grab zu sprechen!

Es war so, ja!—Wir fanden's in dem Buch.
Kurz vor dem Tod hatt' zitternd er's geschrieben.
Wohl schrieb der Tod schon mit, man sah's
Den Lettern, die wild durch einander fielen,
Gar merklich an, daß bald verlosch'ne Kraft
Noch einmal sie in ihre Dienste zwänge.

Und zitternd las auch ich den Inhalt vor,
Und meine Stimme stockte jedesmal,
Wenn ich daraus ein Wort entzifferte.—
Und was ich bebend ihnen las, hier ist's:

„Hier irrte ich im Fieber Tage schon
„Umher und fand die rechten Pfade nicht.
„Nun fühl' ich, daß ich nicht mehr weiter kann,
„Und daß der Tod mir nah. Im Baume zog
„Ich ein Signal zu meiner Rettung auf;
„Doch scheint's umsonst—ich sterbe hier allein.
„Ach, schrecklich ist's! Ich denke Dein, mein Lieb,
„Im fernen Osten—über'm Ozean,
„Im freien, wunderschönen Alpenland,
„Als ich zum Abschied weinend Dich geküßt;
„Als Du mir flehend an den Busen fielst:
„Doch ja zu bleiben in der Heimath Gau'n!
„O, schöne, letzte, sel'ge Zeit, o, ging
„Ein Ahnen, Liebchen, Dir durch's Herz,
„Daß es der letzte Kuß für diese Welt
„Auf Deine süßen Rosenlippen sei?
„Mich trieb es in die weite Welt hinaus—
„Mit kühner Stirn wollt' ich das Glück erjagen,
„Im fremden Lande werben, wie ein Mann,
„Um das, was in der Heimath Wen'gen nur,
„Trotz Tüchtigkeit und Mannesmuth, gelingt.
„Es sollt' nicht sein—so leb' denn ewig wohl!
„Grüß' mir die Mutter—sag' ihr, daß ich brav
„Hier in der Ferne hab' mich durchgerungen,
„Und daß ein Gott mir, nah' dem Ziele, noch

„Die Flügel lähmte—und trotz Fleh'n und Beten,
„Mich in der Steppe—einsam—sterben ließ.
„Nehm't dieses Büchlein, wenn es Euch erreicht,
„Zum ew'gen Angedenken, denn ich hab'
„Darin des Herzens hohe Seligkeiten
„Und seine schwersten Leiden auch besungen.
„Die Kräfte schwinden mir—mein Lieb, leb' wohl!
„Ich hab' noch Worte an die Mutter; kann nicht mehr—
„O, Mutter—Mutter—Mutter—lebe wohl!"

Wir schlugen flüchtig in den Blättern nach,
Und fanden manches tief empfund'ne Lied
Von Allem, was das Menschenherz besingt,
Wenn es die Welt, wenn es die Menschen liebt.
Nun ruhte stumm der Sänger, der sie sang,
Das Herze kalt, das Alle sie durchlebt—
Im Arm des Schlafs, daraus kein Menschenkind
Der Sonne gold'ner Morgenstrahl mehr weckt.
Und im Geäste säuselte der Wind,
Und sang ein melancholisch Klagelied.
Und selbst im dürren Grase flüsterte
Es tief geheimnißvoll, als wollt es uns
Von dem Verstorbenen erzählen noch,
Was es ihm, als er starb, noch abgelauscht;
Und was er ihm erzählt vorher vom Glück
Und Unglück in der neuen, rauhen Welt—
Vom Heimathland und von den Seinen all'.
Und wie er betete, in Wüsteneinsamkeit
Dem Tod verschrieben, zu dem höchsten Gott,
Und wie die Worte in der Luft verweht,

Ohn' daß ihm Rettung, daß ihm Hilfe wurde.
Und wie er dann entkräftet rückwärts sank,
Wie dann der Tod, die Glieder überschattend,
Den Einzug in den siechen Körper hielt.
Und wie er dann im Todesröcheln noch
Die Namen aller seiner Lieben nannte,
Und mit dem Namen seiner Mutter und
Dem Namen seiner Liebsten auf
Den bleichen Lippen—friedlich dann verschied.—
Wie dann sein treues Roß nach ihm geschrie'n
Und bei ihm stehend, ihn berochen habe,
Als habe es die Schauer mitempfunden,
Die ob dem Herrn der Tod herabgesenkt.—
Und uns—uns Sterbliche—uns wunderte
Daß da, wo uns're Herzen weit und groß,
Von Mitleid größer denn die ganze Welt,
Ein Gott den Himmel ungeöffnet ließ,
Den seinem Schicksal herzlos überlassend,
Dem Menschenhilfe ferne—Hilfe noth.

Wir hatten ganz vergessen, daß auch wir
Ja in der Irre; und daß schon die Nacht
Rasch, von uns unbemerkt, sich nähere.
Doch sieh'— da in der Ferne Feuerschein!
„Laßt uns den Leichnam decken, wie es geht;
„Die Pferde gürten und dem Feuer zu
„So rasch wir können stetig galoppiren;
„Wir werden dorten sicher Menschen finden
„Und dort Bescheid und Weisung auch erhalten.

„Wir kehren morgen dann hierher zurück:
„Die Leiche holen wir zur Colonie,
„Bestatten sie auf ihrem Gottesacker!“
Wir waren eins—wir thaten so, und flugs
Jagten wir im Galopp dem Feuer zu.
Die Pferde schienen wieder neu belebt,
Als sie den Schein im fernen West erblickten—
Und pfeilschnell flogen uns die Meilen weg.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir kamen näher—sahen deutlich schon
Die Flammen wild hinauf gen Himmel züngeln,
Und links von Feuersgluthen friedlich lag
Das Städtchen, das wir seit zwölf Stunden suchten.
Es dauerte nicht lang—wir waren da.
Die erste Frage war, was jenes Feuer,
Rechts von dem Städtchen, denn wohl deuten solle?

„Ach, Herren,“ hob ein Weib da klagend an,
„Wir missen seit acht Tagen einen Fremden—
„Nein, nicht 'nen Fremden, einen Freund wohl besser,
„Obgleich er erst seit Kurzem unter uns—
„Denn er hat hier unsäglich wohl gethan.
„Er ist ein junger Doktor aus der Schweiz;
„Er sucht viel Pflanzen nebenbei, und schreibt
„Gar viel; und Verse macht er Euch!
„Es ist ein Wunder, wo der liebe Mann
„Das Alles hernimmt! Doch nun ist er schon
„'ne Woche fort und Niemand weiß 'ne Spur.
„Man hat schon Tage lang nach ihm gesucht,

„Vergebens doch—und heute Abend kam
„Man auf den Einfall, Feuer anzuzünden,
„Im Fall er in der großen Steppe dort,
„Nach Osten,, die so manchem Wand'rer schon
„Das Leben kostete, sich hätt' verirret—
„Daß er vielleicht dadurch die Fährte fände."

„Wie heißt der Freund?" frug einer der Genossen.
„Hugo ....., das ist, Ihr Herr'n, sein Name."
„Ihr sucht umsonst nach ihm, der Edle hat
„Den Weg längst in die Heimath schon gefunden—
„Das heißt, dort in die ew'ge, liebe Frau.
„Sein Körper liegt entseelt dort auf der Haide.
„Und seh't, hier bringen wir ein Büchlein mit,
„Das seinen lieben, theu'ren Namen trägt."

„O, Gott! er ist wohl gar erschossen worden!
„Ich seh' ein Kugelloch in seinem Buche—
„Das stetig er auf seinem Herzen trug.
„Die Liebste sein, die hatt's ihm mitgegeben,
„Als drüben einst er von ihr Abschied nahm.
„Er hat in meinem Haus gewohnt, er hat
„Mir viel von seiner Heimath vorerzählt."

„Geschossen ward er nicht, das mög't Ihr seh'n,
„Wenn morgen wir die Hülle hierher bringen—
„Sie auf dem Todtenhof in's Grab zu senken.
„Der Freund—er starb qualvollen Fiebertods—
„Er muß verhungert und verdurstet sein."—

Wir stiegen ab und suchten uns Quartier—
Und richteten, was oblag uns, d'rauf aus.
Dann thaten wir den Tod des Freundes kund,
Und es begann ein allgemeines Klagen.
Denn alle Menschen hier—sie liebten ihn,
Und sagten uns, er sei so gut gewesen—
Ein Freund der Kranken, Tag und Nacht bereit,
Die Noth zu lindern und dem Weh zu steuern;
Und alle Kinder hätten ihn verehrt,
Denn Jedes hab' er lieb und werth gehalten,
Und oft gesagt: Das Himmelreich es leb'
Nur in der Kinderbrust, in der die Unschuld wohne.
Des andern Tages zogen wir hinaus
Dort in die Steppe, wo der Wand'rer ruhte—
Und Alles aus dem Städtchen zog fürbaß.
Wir kamen hin—da hob ein Weinen an!
Ja—das mußt' Liebe sein, die also klagte.—
Wir brachten ihn in's Städtchen still zurück.
War das ein Blumenschmuck, ein Kranzgewinde!
Und Alles war von Händen zubereitet,
Von Herzen liebreich dargegeben worden,
Darin ein Stück von seinem edlen Leben
Vergißmeinnicht zurückgelassen hatte.—
Wie er da friedlich in den Blumen lag!
Es war so traurig schön, ihn anzusehen—
Man konnte weinen und—dabei sich freu'n.

Wir senkten seinen Sarg in's stille Grab,
Die Jugend sang ein Schlummerlied dabei.
Ich redete dazu ein schlichtes Wort:

Von Freud' und Leid' des Lebens, von Geschick's
Oft dunkel waltenden, herzlosen Mächten—
Von Menschenliebe, die die Welt erhellt,
Die bis in's dunk'le Grab den Pfad erleuchtet,
Der Sterbliche durch Dorn und Disteln führt,
Und selten nur vollblüh'nde Rosen bietet.
Auch über's Meer entsandt' ich einen Gruß
Aus allen Herzen, die am Grabe standen,
Der Mutter und des Todten Liebsten zu.—
Und als dann ob dem Sarg das Grab sich schloß,
Indem hinab dumpf—dumpf die Schollen fielen,
Da schien die Sonne doppelt hell zu leuchten.
Sie küßte zitternd den versenkten Sarg
Und jede Scholle, die hinunterfiel.
Und uns ging's kalt und warm durch's Herz hindurch,
Wir wähnten seinen Geistesgruß zu hören,
Der droben schon in der Vollendung weilte.
Was war sein kurzes, edles Leben hier?
Nicht war's umsonst—doch war's der Mühen werth,
Die diese Zeit so zahlreich auf ihn warf?

— — — — — — — — — — — — — —

Horch! horch! im Kirchhofsgrase flüstert's still—
Es war ein Traum—ein kurzer, kurzer Traum!



Zum 25jährigen Amts-Jubiläum.

Meinem Freunde, Dr. J. G. Eberhard, St. Louis, Mo.

Erbrause, o Lied, erbebet ihr Saiten der Leier,
Ihr Wolken, ihr Sterne, weht heimelnde Grüße herab!
Ihr Blüthen des bräutlichen Maies, euch brechen wir ab
Zum ehrenden Feste, zur fröhlichen Jubelfeier.
Und liebende Brüder, begeisterte Herzen, die freier
Sich über die Formen entschwundener Zeiten gerungen,
Sie ehren den Kämpen, der über der Rotte der Schreier
Das Banner der Freiheit, die Fackel der Wahrheit geschwungen.

Ein Vierteljahrhundert im wogenden Kampfe gestanden,
Von kriechenden Frömmlern so manchmal verklagt und geschmäht,
Hast treulich Du immer die Saaten der Liebe gesä't,
Die Fesseln gesprengt, die Geister an's Finstere banden.
Wie machten die Blitze des Geistes die Spötter zu Schanden,
Wie hörte Dein Schwert auf feindlichen Schildern man dröhnen!
Doch, was Du gestürzet, ist stets verkläret erstanden,
Erneuet, vergeistigt, „die himmlische Göttin des Schönen.“

So war es, wenn mächtig von Dir aus am heiligen Orte
Die Donner der Strafe hin über's „Gemeine" gerollt.
Wie wonnig, wie süße, wenn Trost Du und Liebe gezollt
Im Wechsel des Lebens, als Hirte, mit göttlichem Worte
Von der Wiege bis hin zu des Grabes dunkeler Pforte,
Sah man Dich das Leben in seinen Tiefen belauschen,
Dann hörte das Echo in Deinen Saiten man rauschen,
Du schlugst sie ergreifend, der „Menschlichkeit" reine Accorde.

Wir hatten die Freude, mit Dir im Bunde zu stehen
Auf heiligem, starkem, unwankbar göttlichem Grund,
Wir durften hinab in des Wahnes unendlichen Schlund,
Wir durften hinein in die Lichtwelt des Geistes sehen.
So führ' uns denn fürder hinauf auf die sonnigen Höhen
Verkörperten Glaubens, göttlicher Menschengestalten,
Wir wollen in Treue auch fernerhin zu Dir halten.
Und feste zum Banner, zum alten bewährten, stehen!



Nachruf.

J. G. Eberhard (Onkel Biesebrecht) gewidmet. — Gesprochen bei der Leichenfeier am 20. Februar, 1895.

Wenn deutsche Eichen fallen,
Ringsum der Wald erdröhnt,
Und aus den Gründen allen
Es donnernd widertönt—
Als gält' es anzusagen
Den Brüdern ringsumher:
„Ein Starker liegt erschlagen,
„Ein Bruder ist nicht mehr!“

Wenn deutsche Eichen fallen,
Die Nachtigall erschrickt,
Die sich in Waldeshallen
Zum süß'sten Lied geschickt—
Sie flattert auf—und zagend
Fliegt sie von Zweig zu Zweig,
Und rührend klingt und klagend
Ihr Weh—durch's grüne Reich.

Ein Eichbaum ist gefallen—
Ein Eichbaum stark und groß,
In deutschen Waldeshallen
Ringt Klage d'rum sich los.

In Worten und in Liedern
Um diesen Sieg geschaart—
Um den entschlaf'nen biedern
Lichtkämpen Eberhard.

Wie eine deutsche Eiche
Von Kraft und Leben strotzt,
Stand'st Du im Geistesreiche
Und hast dem Sturm getrotzt,
Der um die Siegesmalen
Der freien Menschheit fuhr,
Und Tod den Idealen—
Und Krieg den Göttern schwur.

Wie eine deutsche Eiche
Reckt'st Du Dein Haupt empor,
Gesang zog aus den Zweigen
Vielstimmenreich hervor:
In Tönen—süßen, vollen,
Von Lieb' und Lust und Leid—
Und auch wie Donnergrollen
Von Kampf und Mannesstreit.

Du führtest treu die Waffen
Für Freiheit und für Recht,
Und schwangst sie ob den Laffen,
Ein Ritter stark und echt.

Aus Geist und Kraft entsprungen,
So war Dein Manneswort,
Gesprochen und gesungen,
Stets deutschen „Sinnes“ Hort.

An gottgeweihtem Orte
Stand'st manches Jahr Du treu,
Deutend die Gottesworte
Ob neuen Zeiten—neu!
Geistlosen Satzungsthesen
Warst nimmer ja Du hold—
Dir waren Geist und Wesen
Der Kirche Schatz und Gold!

So wie ein Bergstrom rauschte
Es Dir aus tiefster Brust—
Wo immer man auch lauschte,
In Trübsal oder Lust,
Am Tauf- und Trau-Altare,
Wo Du um Segen frugst—
Und wo an dunkler Bahre
Du Trost in Herzen trugst.

Die Lippen sind geschlossen —
Die Harfe trauernd schweigt.
Gott hat dem Sangsgenossen
Ein schön'res Ziel gezeigt. —

Dort schlägt er seine Leyer
Mit wohlbewährter Hand
Zu der Vollendungsfeier
Im schönen Heimathland.

Schlaf wohl denn, theurer Bruder!
Du fandest Dich nach Haus,
Wir führen fort die Ruder
Durch Sturm und Meergebraus.
Und fallen drauß die Schollen
Hinab so dumpf und hohl —
Sie nach Dir sagen sollen:
Auf Wiederseh'n! Schlaf' wohl!



Druck der „Highland Union," Highland, Ill.





